CR
4513
F35
1865
c.1
ROBA

3 1761 07533768 3

Ex Libris

E. M. Jellinek

Who has donated it to:

THE ONTARIO ALCOHOLISM
RESEARCH FOUNDATION
LIBRARY

Toronto, Canada

EMJ 400

No. H 61.

6688

No. 8437
G. Diercks.

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Addiction Research
Foundation Library

Die

ritterliche Gesellschaft

im

Zeitalter des Frauencultus.

Von

Jacob Falke,
Fürstlich Liechtenstein'schem Bibliothekar.

Neue Ausgabe.

Berlin.
Verlag von F. Henschel.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dieritterlichege00falk

Erstes Kapitel.

Geistige Atmosphäre im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Der Pfaffe Lamprecht erzählt uns im Alexanderlied ein wunderliebliches Märchen, das sich mit seinem Helden und Genossen irgendwo auf der Weltenfahrt zutrug. Einst kamen sie an einen schönen Wald, aus dem hörten sie heraus erschallen den süßesten Menschensang und den Klang der Leier und der Harfen. Die Zweige und das Laub waren so dicht, daß die Sonne nicht hindurchzudringen vermochte, der Schatten war frisch und wonniglich, und darunter blüheten Blumen und Gras und duftige Kräuter. Edle Brünnlein entsprangen im Walde, lauter und kalt, und rieselten durch eine schöne Au', die daran stieß. Wie sie hineingekommen, fanden sie dort eine unzählbare Schaar der schönsten und lieblichsten Mädchen, die spielten und sangen und tanzten über den grünen Anger hin. Da gab es nun für die schlachten- und wegemüden Helden eine herrliche Zeit. Sofort schlugen sie im Walde ihr Lager auf, und in Spiel und Freude mit den seltsamen, frohen, lachenden Bräuten vergaßen sie die überstandene Noth und Mühe und Gefahren und Wunden. Aber nur zu rasch sollte dem unver-

hofften Glück das Herzeleid folgen, denn diese Mägdlein, obwohl sie wie Menschen lebten und liebten und Menschensinn und Menschenrede hatten, waren doch von eigener Art. Wenn nämlich der Winter vergangen war und die Bäume sich belaubten und die Blumen erblüheten, dann sprossen hier im dunklen Schatten des Waldes große Blumen empor, roth und weiß und rund wie ein Ball und rings verschlossen. Waren sie aber gezeitigt, so öffneten sie sich und aus ihnen kamen die Mädchen hervor, roth und weiß wie die Blumen, lieblich und unvergleichlich wohl geschaffen und vollkommen an Antlitz und Gestalt. Leider jedoch hatten die Blumengeborenen auch nur die kurze Frist eines Blumenlebens. Wenn der Sommer sich neigte und die Blumen welkten, da erstarben auch die schönen Frauen, und mit ihnen verloren die Bäume ihr Laub, die Brunnen hörten auf zu fließen und die Vögel vergaßen ihr Singen. Und so blieb denn auch Alexandern und seinen Gefährten, nachdem sie drei Monate lang und darüber die größte Wonne seit Beginn ihres Lebens genossen hatten, nichts übrig, als Jammer und Leid und die sehnende Klage, wie sie die Mägdlein von Tag zu Tag dahinsterben sahen, und traurigklich schieden sie von dannen, als Alles vorüber war.

Es bedünkt uns dieses Märchen wie ein Gleichniß der Zeit selbst, in welcher es entstanden ist, der Zeit der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, der Blüthe des Ritterthums und der Dichtkunst, des Minnelebens und des Minneliedes. Aus einer Periode der Geschichte, die man, was Kunst und Bildung betrifft, dem dunklen Walde mit seinem dämmernden Zwielicht vergleichen könnte, entfaltet sich auf einmal rasch und ungeahnt ein wunderbares Leben. Die Kunst erblüht und überdeckt das Land mit den reichsten Kirchen, Klöstern und Burgpalästen; die Poesie geht auf, und aller Orten erschallen die Lieder der Dichter wie die Stimmen der Vögel im Walde; das Ritterthum entfaltet sich in Glanz und Herrlichkeit, heiligt seine Waffen und setzt die Frau auf den Thron der Welt, daß Lieb' und Lust fortan das herrschende Prinzip des Lebens seien, die

Zaubermächte, die sie in Banden halten, aber gewaltig mit sich fortreißen. Wie eine Blume sprießt hervor und eröffnet sich diese Zeit und dieses Leben und hat die Liebe zur Frucht; aber schnell wie eine Blume ist es wieder dahin gegangen und läßt kalte, nüchterne Oede zurück und die Klage um die früh verlorene Schönheit, die uns noch in unzähligen Versen der Nachgeborenen aufbewahrt ist.

Schon aus diesen Andeutungen erkennt man leicht, daß die Zeit, wie voll von gewinnendem Reiz und Interesse, so doch eine so eigengeartete war, um Sympathie und Abneigung in gleich hohem Grade wie keine andere zu erwecken. Blinde Verehrer fand sie und erbitterte Gegner und findet sie beide heute noch. Die Romantik und die Jugend haben sich ihr unbedingt zugewandt, denn sie fühlten sich ihr gleichgestimmt, weil sie in der Geschichte der modernen Gesellschaft das Jünglingsalter vertritt, das Alter, wo die Liebe zum ersten Male aufgeht, mit allen seinen Reizen und Schwächen. Ebenso entschieden und eben darum hat ihr der nüchterne Verstand stets den Rücken gekehrt. Schon der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts war ihr bis zum Hasse Feind, und vom Standpunkt der Aufklärung aus konnte sie auch nicht auf Liebe noch Beifall rechnen. In blinder Verehrung aber ist sie immer von einer kirchlich hierarchischen Partei überschätzt worden, die in den Kreuzzügen, in Dogmatismus und Ascetik, in Buße und Opferwilligkeit, in dem Eifer für Kirchen- und Klösterbegabung den Ausdruck ihrer Macht wiederfindet und in den Unvollkommenheiten der Kunst das Ideal erkennt. Diese hält die Finsterniß des Mittelalters für seine Lichtseite und möchte uns in solcher begnadeten Helligkeit weiter wandeln lassen.

Die Aufklärung, oder sollen wir lieber sagen der Rationalismus hat in seiner Abneigung immer nur die Schwächen dieser denkwürdigen Epoche des Menschengeschlechts gesehen, und deren hat sie genug und muß sie haben als das noch von voller Jugendlichkeit getragene, gerade in die Reife tretende Alter des Völkerlebens. Indem sie, man kann geradezu sagen,

die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhebt, schlägt sie einen gefährlichen, schwindelnden Gang ein, den sie schon von Anfang an nicht ohne Schwanken dahinwandelt, und schon nach kurzem Lauf sollte sie in den Pfuhl der Versunkenheit hinabstürzen, von dem man nur geschichtlicher Wahrheit zu Liebe die Hülle entheben mag. Wie bei der Jugendliebe, so sind auch hier blöde Thorheit und sittliche Verirrung die nahen Gefahren. Wir haben hinlänglich Beispiele von beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Züge sammelt, ein ebenso schauriges, wie an Verkehrtheiten vorstechendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Züge vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in das zwölfte und dreizehnte hineinträgt und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinanderstehen. Beide Perioden sind Extreme, bei denen die Uebertreibung des einen den Rückschlag und den Sturz in das andere hervorgerufen hat.

Nur auf die erstere, auf die Blüthezeit des Ritterthums, das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, bezieht sich unsere Darstellung, und nicht einmal ganz auf das dreizehnte, denn am Schlusse desselben lag der Verfall völlig zu Tage, und schon im Beginne findet man ihn angedeutet. Aber noch gehören ihm viele echte Züge an, viele Formen kommen erst in ihm zur Reife und die ergiebigsten Quellen thun sich uns auf, so daß wir uns nicht auf das zwölfte Jahrhundert beschränken können.

In dem angegebenen Zeitraum auch nur für den Theil der Gesellschaft, den wir schildern wollen, und der die gebildete Hälfte vertritt, nur für ihn alle die Fältchen und Härchen und Runzelchen zu sammeln und, einem Denner gleich, mit peinlich ängstlicher Genauigkeit auszumalen, das kann und soll nicht unsere Aufgabe sein. Wir wollen es einem echten künstlerischen Portraitisten gleich zu machen suchen, der auf das Wesen, auf die Seele geht und das Zufällige und Unwesentliche sondert und unbeachtet läßt. So wird unser Bild der Wahrheit nicht

ermangeln, wenn von einzelnen Zügen sich ihm auch dies und jenes noch an- und zusetzen ließe. Die Seele aber, die Grundstimmung wenigstens dieser Periode, scheint der dichterische Hauch zu sein, der hindurch zieht und Alles erfüllt und anschwellt, denn das ist eben ihr Eigenthümliches, daß es nicht blos die Dichter sind, die Poesie machen, sondern daß das Leben selbst zur Poesie geworden ist.

Werfen wir einen Blick zurück hinter die Grenzmarken unserer Periode, hinter die Kreuzzüge, in das zehnte und elfte Jahrhundert. Politisch betrachtet, ist es für Deutschland die Zeit seiner kraftvollsten Machtentwickelung nach außen, der straffsten Zusammenfassung seiner Bestandtheile nach innen, ausgenommen die unglückliche Regierung Heinrich's IV., wo sich die Hand der Vasallen wider den Lehnsherrn, die Hand des Sohnes wider den Vater erhob und wo die Kirche die unnatürliche Empörung schützte. Des äußeren Glanzes ungeachtet blicken wir, was das Culturleben betrifft, in eine chaotische Zeit, die nach Gestaltung ringt. Ueber Völkerschaften, die nicht viel mehr hatten, als ursprüngliche Kraft und Tüchtigkeit, die bildungsfähigem Rohstoff glichen, ist das Christenthum gekommen wie ein kunstfertiger Meister, aber die Formen, die es hatte, waren nicht seine eigenen — es waren die heidnisch-antiken —, und für den Rohstoff und seine Eigenschaften wollten sie wenig passen. Das war nun im Prozeß der Gährung und Ausgleichung begriffen, um ein neues Leben, ein frisches Leben aus sich zu gebären. Eine Zeit lang schien es, unter den Ottonen im zehnten Jahrhundert, als wollten die lateinische Sprache und fremdartige Bildung über den strebenden Volksgeist den Sieg davon tragen. Aber es schien nur so; sie sollten eben nur ihre bildende Kraft auf die ungefüge, formlose Natur bewähren.

Noch herrscht überall die Leidenschaft und die ungebändigte Kraft ohne Leitung der Sitte, des Geistes oder der Schönheit. Wo die Kunst uns Handlungen vorführt, stellt sie die Figuren in einer dramatischen Bewegung und Leidenschaftlichkeit dar, die bis zur Verrenkung der Glieder übertrieben ist. Es ist in

schwacher, äußerlicher Nachbildung das Reckenhafte, rücksichtslos Uebergewaltige, was in so vielen groß angelegten Charakteren dieser Zeit zu Tage tritt, und davon sich noch manche Züge in die spätere Dichtung hinüber gezogen haben. Hagen von Troneck, der furchtbare, mit dem finstern Trotz und dem Herzen voll Neid und Haß, aber auch voll Lehnstreue bis zum Tode, und in anderer Art der kampflustige, humoristisch ungefüge Mönch Ilsan, dessen Charakter die spätere Volkspoesie in burlesker Weise ausgebeutet hat, sie wollen gar nicht in das Ritterthum passen, wohl aber in die vorausgehende Periode.

Das Christenthum war noch äußerer Dienst bei Geistlichen wie bei Laien, von denen die ersteren keineswegs mit einem Beispiel der Zucht, der Sitte oder der Bildung vorangingen, und es war noch nicht in lebendigen Glauben umgeschlagen. Daher zeigt es sich auch überwuchert mit einer Fülle von heidnischem Aberglauben und heidnischen Gebräuchen. Das Sittengesetz lautete auf Gehorsam gegen die Kirchengesetze und Unterwerfung unter die äußerlichen Bußen. Wo das Christenthum aus dem Verstande in das Gemüth gedrungen war, hatte es die rechte Innerlichkeit verfehlt und äußerte sich als beginnender Mysticismus und finsteres, oft ekelhaftes Büßerthum. Diesem entsprach denn auch der Kirchenbau in jenem Styl, den man den frühromanischen nennt, ein dickes, schweres Gemäuer, das sich mit Mühe und Noth aus dem Boden zu erheben scheint, mit breiten Wandflächen, auf die der Name „Sargmauern" ganz eigentlich paßt, mit wenigen und kleinen Fenstern, die nur mit unzureichendem Dämmerlicht das Innere erhellen, wenn nicht ganz schmucklos, doch meistens mit geringem und roh gearbeitetem Zierath, in dem mancherlei seltsames Gethier mit heidnischer Phantastik sein Unwesen treibt.

Aus der Frauenwelt treten eine Reihe von hochberühmten Namen hervor, aber die Tugenden und Vorzüge, in denen sie sich auszeichnen, liegen meistens außerhalb der Weiblichkeit, ein männlich starker Sinn, ein Talent zum Herrschen und auch Gelehrsamkeit und Gelehrteneifer. Der folgende Zeitraum hat

ihnen kaum Namen an die Seite zu stellen, dagegen rühmt sie sich des ganzen Geschlechts mit allen Eigenschaften, die innerhalb echter Weiblichkeit liegen. Die Frau des zehnten und elften Jahrhunderts konnte die geselligen Tugenden und Anlagen noch wenig ausgebildet haben, weil der gemeinsame Verkehr ein zu geringer war, die Wohnsitze zu entlegen und durch Schlechtigkeit der Wege zu unzugänglich. Vom Manne, der oft und auf langen Kriegsfahrten abwesend war, einsam auf der Burg oder im offenen Hof zurückgelassen, konnte sich die Edelfrau wohl in der Leitung eines großen Hauswesens üben, als Hausfrau und Mutter sich bewähren und zu männlichem Sinn erstarken, zur feineren Geselligkeit aber fand sie wenig oder keine Gelegenheit, da auch die Ritterfeste noch nicht die Standesgenossen zusammenriefen.

In dieser letzteren Beziehung, was den erweiterten Verkehr betrifft, waren denn die Kreuzzüge von überaus glücklicher Wirkung, indem sie Völker und Stämme und Stände und von allen Seiten die Standesgenossen zusammen und durcheinander brachten und durch die Ferne zu langer Gemeinsamkeit aneinander schlossen. Mit dem alten, ewigen Völkerdrange von Osten nach Westen verglichen, erscheinen sie wie ein Strom, der auf nicht zu bewältigenden Widerstand gestoßen ist und nun sich überstürzend zurückprallt, das Land überfluthet und seine Wogen rückwärts treibt, der alten östlichen Heimath zu. Von den Küsten des westlichen Meeres, von Frankreich und England anfangend, reißt er die Völker mit sich fort in der einen Richtung nach dem einen Ziele; dort am Ausgangspunkte übt er die größte Kraft, aber im Laufe des Weges wird er matter und matter und langt erschöpft und schwach kaum am Ziele an. So vermochten die Kreuzzüge im Osten den Gang der Dinge nicht zu ändern, kaum eine Weile zu stören, während für den Westen ihre Nachwirkungen unübersehbar sind.

Freilich sind sie selbst schon als ein Ergebniß des neuen Geistes zu betrachten, der aus der Gährung, unbeachtet unter den inneren Kämpfen, unter dem Streite der weltlichen Ge-

walten mit der Kirche, zur Erscheinung ringt. Den Idealismus, der die folgende Periode charakterisirt, die Begeisterung, das Streiten, Handeln und Leben für Ideen haben sie schon zur Voraussetzung, und so schließen sie sich auch thatsächlich an die zahlreich vorausgegangenen Pilgerfahrten, an die Kämpfe wider die Sarazenen in Spanien und Sicilien an. Die Gemüther mußten, wie in den Ländern romanischer Zunge, schon in innerlicher Stimmung vorbereitet sein, oder, wie in Deutschland, durch den erhaltenen Anstoß vorbereitet werden, um so im Sturme des Enthusiasmus für eine Idee sich fortreißen zu lassen, die nur Entsagung verlangte und dem berechnenden Verstande keinen Gewinn versprach. Aber einmal so in Schwung gesetzt, mußte die geistige Strömung alle Welt ergreifen, und die Wendung der Culturgeschichte, welche von den Kreuzzügen bezeichnet wird, das neue, original-mittelalterliche Leben, wenn nicht beginnen, doch durchführen und vollenden. Fassen wir alle die Momente zusammen, die auf die Menschen von damals in dieser Richtung einwirkten: die Begeisterung, mit der eine jugendliche Welt dem gegebenen Anstoß folgt, die zu Grunde liegende Schwärmerei, die hingebende Opferwilligkeit in der Meinung, alle Schlacken des vergangenen Lebens mit diesem Werke abzuthun und Vergebung der Sünden zu erlangen; dann die Befriedigung der ritterlichen Thatenlust, die Romantik der Gefahren und der Abenteuer, das Sehnen und Hinausstreben in die unbekannte Ferne, in den Orient, das Zauberland der Wunder und der Märchen, das Land des Sonnenglanzes und der Farbenpracht, in das „alte romantische Land"; dazu endlich die fortdauernde Erregtheit und Gespanntheit der Gemüther — all das mußte die Menschen, wenn wir sie mit den früheren vergleichen, im Innersten umwandeln, ein neues Leben, ein neues Denken und Fühlen in ihnen hervorrufen.

Und so geschah es denn. Fünfzig Jahre nach Beginn der Kreuzzüge, also etwa mit dem Regierungsantritt Friedrich Rothbarts (1152), war die neue Welt auch in Deutschland fertig und so grundverschieden von der Vergangenheit, wie sie auch

später ihres Gleichen nicht wieder gefunden hat. Man ist eben nur einmal jung und kann nicht ewig schwärmen. Sie schwärmte aber diese neue Welt, wie nur ein Jüngling, und in der trunkenen Begeisterung der ersten jungen Liebe war sie gleich fähig und willig zu allem Hohen und Großen wie zum Thörichten bis zur Verrücktheit. Wie dem zur Reife erwachenden Menschen wohl geschieht, ging ihr mit einem Schlage in der Seele das Verständniß der Schönheit auf und Dichtung und Kunst lagen auf einmal in allem Reichthum entfaltet da. Rohe Sitten und die ungeberdige Leidenschaftlichkeit der alten Zeit waren abgestreift, und es war nicht blos die Menschlichkeit und die feine Sitte eingekehrt, sondern der Mensch war ein so innerlicher, so geistiger geworden, daß er alsbald mit Geist und Gefühlen Luxus und Raffinement trieb bis zur Spitzfindigkeit und Uebersinnlichkeit. Der Anlage nach wäre hier durchaus eine ideale Welt verwirklicht gewesen, wenn nicht eben das Grundprinzip, die Liebe, mit ihrer andern Seite, der Sinnlichkeit, das bleierne Gegengewicht gegeben und stets dafür gesorgt hätte, den Flug der Seele aus dem Himmel wieder auf die Erde zurückzulenken.

Nichts zeigt diese ideale Richtung, die den Boden unter den Füßen zu verlieren droht, schlagender, als die philosophische Anschauung dieser Periode. Die Wirklichkeit zwar konnte und wollte sie nicht hinwegleugnen; es war ein zu gesundes, fröhliches, in weltlicher Lust und Pracht zu gefallsüchtiges Geschlecht, wenn es auch andererseits all diese Eitelkeit von sich zu werfen und der Welt völlig zu entsagen vermochte. Die Welt war das Böse, das überwunden werden mußte, und konnte schon darum nicht hinweggeleugnet werden. Aber dafür trug man kein Bedenken, der erdachten Welt, den abstracten Begriffen, den Gebilden des reinen Denkens eine gleiche und reale Existenz zuzuschreiben. Die Anhänger dieser Ansicht nannten sich darum Realisten, während sie nach unserer Anschauungs- und Ausdrucksweise die höchsten Idealisten sind. Ihre Gegner, welche die Begriffe eben nur als Begriffe, als Existenzen im Gedanken,

oder als Benennungen wollten gelten lassen, die Nominalisten, galten als Ketzer, und Jene, welche die Realität des Idealen verfochten, bildeten die herrschende und von der Kirche anerkannte Meinung.

Diese philosophische Anschauung als Spitze der Grundstimmung der ganzen Periode giebt uns die Erklärung für die scheinbar unversöhnlichen Gegensätze: einerseits die Idealisirung des Lebens, andererseits die Verachtung und Hinwegwerfung der Welt, hier Lust und Genuß und dort das Büßerthum, hier die Begierde und dort die Entsagung, die nackte, unverhüllte Sinnlichkeit und wieder eine schwärmerische, mit dem Schatten des Genusses sich begnügende Uebersinnlichkeit, hier das Kleben und Hängen am Irdischen, dort die losgelöste Phantasie, die fesselose, befreite Seele, die, der Beschaulichkeit und Verzückung hingegeben, in das Reich der Gefühle sich verliert und ihr körperliches Haus vergißt. Konnte man schwärmerisch genug sein, um den unkörperlichen Dingen, den Abstractionen des Gedankens, Körperlichkeit beizulegen, so ist es kein Wunder, daß man auch die gemeine Welt erhob und idealisirte, andrerseits aber sie verachtete und hinwegwarf und dafür in der erträumten seine Lust büßte.

Wenn von der Umwandlung der Cultur, der Verinnerlichung und Vergeistigung, das Leben nach allen seinen Seiten und Aeußerungen hin erfaßt wurde, so mußte doch vorzugsweise und zuerst der Mensch in seinem Verhältniß zur Religion davon ergriffen werden. Daß die Frömmigkeit nicht mehr in blinder Unterwerfung unter die Gebote und Lehren der Kirche bestand, zeigt der ewige Kampf von Seiten der weltlichen Macht gegen die Kirche und besonders die Art, wie er geführt wurde, das zeigen die Angriffe, die schon gegen die Rechtmäßigkeit des Oberhauptes von Seiten der Laien wie selbst der Geistlichen gerichtet wurden. Aber das geschah unbeschadet der Frömmigkeit des Einzelnen. Diesem war der Geist des Christenthums in die Seele gedrungen und hatte das ganze Gemüth ergriffen. Es ist nur ein äußeres Zeichen dafür, daß die Klöster sich zu

Tausenden mehrten; viel bezeichnender ist oft die Art, wie sie gegründet wurden, oder wie irgend ein plötzlicher Umstand, ein glückliches oder unglückliches Ungefähr, nur die Betrachtung der welkenden Blume, das weltlichste Gemüth des stolzesten Ritters erschütterte und an die Vergänglichkeit und Sündhaftigkeit des irdischen Treibens gemahnte und ihn Buße in der Einsamkeit des Klosters und in stiller Beschaulichkeit suchen ließ. So wird z. B. von einem Cölner Ritter, Karl von Villers, erzählt. Wie er einst nach Beendigung eines Turniers in Worms mit einem Genossen, Gerhard Vaskard, nach Mainz ritt, kamen sie in ein liebliches Gefilde, das mit Blumen bedeckt und von Bächen durchrieselt war. Sie zogen stumm hindurch. Hernach aber eröffnete Einer dem Andern seine Gedanken, wie ihn der reizende Ort an die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles dessen, was in der Welt grüne und blühe, erinnert habe. Sofort beschlossen sie eine Fahrt über das Meer und jenseits fünf Jahre für den Glauben zu kämpfen und sodann in das Kloster einzutreten. Und so thaten sie.

Solche Beispiele sind zahlreich; aber nicht nothwendig war es für das Seelenheil, das Ritterleben mit der Zelle zu vertauschen oder, wie Franz von Assisi, den Reichthum hinwegzuwerfen und sich mit schwärmerischer, verzehrender Liebe der Armuth zu widmen, denn schon der Ritter als solcher, wenn er sein Gelübde erfüllte, stritt als ein Diener Gottes und der Religion. Die Anschauung der Welt war keine finstere mehr, und die Ausübung der religiösen Pflichten vertrug sich ganz gut mit Pracht und Herrlichkeit. Aber allgemein war jener Zug der Schwärmerei, das Vorherrschen des Gefühls, das sich bis zur höchsten Inbrunst verstieg. Die Grundstimmung war nicht Furcht, sondern Liebe, ein Hang zum näheren persönlichen und innigeren Verhältniß dem Herrn und Erlöser gegenüber, ein Verhältniß, das sehr in das Irdische umzuschlagen drohte, als diese Zuneigung unter dem Einfluß des Frauencultus auf die Jungfrau Maria überging. Einerseits die Hoffnung, das schuldbewußte Gewissen von seiner Last zu erleichtern,

andrerseits jener Hang zur näheren Gemeinschaft mit dem Erlöser erzeugten das sehnende Verlangen, die heiligen Stätten zu sehen, wo der Herr gelebt, gelitten und gestorben, dort zu wandeln und anzubeten. Die auf den Pilgerfahrten und Kreuzzügen empfangenen Eindrücke, die Wunder des Orients, kühlten nicht die Wärme der religiösen Empfindung, im Gegentheil, sie fachten nur den Glauben zur Gluth an, und zugleich entzückten und entzündeten sie die ohnehin schon aufgeregte Phantasie.

In doppelter Weise fühlte die Kunst den Wandel. Einmal folgte sie in ihrem allgemeinen Eindruck eben dieser religiösen Stimmung und sodann erhob sie sich zu größerer Vollendung, zu Reichthum und Herrlichkeit, nicht ohne damit zugleich eine größere Neigung zum Weltlichen auszusprechen, denn bisher hatte sie einzig im Dienst der Kirche gestanden, wie sie von deren Dienern allein geübt war. In der Architectur ist es nicht der gothische Stil und seine anfängliche Strenge, welche dieser Periode entsprechen, sondern jener blühende, üppige, an phantastischen Ornamenten reiche, den wir den spätromanischen nennen. Mit ihm beginnt schon jenes statisch wohlbegründete und der idealen, in die Welt der Phantasie sich hinauf versteigenden Richtung so trefflich entsprechende Prinzip des luftigen Hinaufstrebens in die Höhe, das im Spitzbogen seine Vollendung fand. Der schwere Stein muß dem Schwung der Zeit folgen. Die Gewölbe und Lichtgeschosse werden hinaufgehoben aus der niedern Erdennähe, die Fenster erweitern sich und lassen das Licht einströmen in das Innere, wo ein Wald von Säulen und Säulchen es theilt und bricht und seine Schatten dazwischen wirft. Nicht grell und weiß fließt das Licht herein, sondern erst durch farbige, auf ihre Gesammtwirkung wohl berechnete Fenster spielt der metallne Sonnenglanz. Mit farbigem, bilderreichem Schmuck bedecken sich die Wände und aus dem reichen, mannichfachen Ornament der Capitäle, der wechselnd gegliederten Bogen, der Gesimse leuchtet und blitzt es ebenfalls von Farben und Vergoldung. Nicht die classisch-ruhigen, gemessenen

Formen der Architectur wirken hier auf Auge und Gemüth, sondern ein malerisch-magisches Spiel von Farben und Licht. Das Auge wird hinabgezogen in die Tiefe durch die wechselnde Perspective, wie Pfeiler hinter Pfeiler tritt und in der Höhe an den Gewölben die Linien ineinander laufen, sich schneiden und lösen, und Fläche sich an Fläche schiebt, um in der Ferne zu verschwinden. Dem Auge folgt die andächtige Seele und verliert sich träumerisch in das verklingende Spiel von Schatten, Licht und Linien, in das farbige, flimmernde Lüstre, das hier heller leuchtet, dort in das ungewisse Dunkel zurückweicht; und so versinkt sie in Vergessenheit und Verzückung, um, durch den Klang der Orgel zurückgerufen, in Sinnen und Beschaulichkeit wieder Einkehr bei sich selber zu halten.

Zu gleicher Vollendung brachten es zwar die Plastik und die Malerei nicht, aber dennoch ist ihr Aufschwung nicht minder bemerkenswerth. Die Zeit hatte entschieden künstlerischen Beruf und Verständniß für wahre Schönheit. So arbeitete sie sich einerseits aus dem starren Typus des Byzantinismus zur Freiheit heraus, andrerseits mäßigte sie die übertriebene dramatische Bewegung und den schreckhaften Ausdruck. In letzterer Beziehung ging sie, ganz der herrschenden Richtung gemäß, aus der Leidenschaft allmälig in Ruhe, Weichheit, Zärtlichkeit und selbst Sentimalität über und wußte in der Haltung des Kopfes und im Ausdruck des Auges die verliebte Stimmung vorzüglich zu treffen. Statt der magern und harten liebtsie nun die runden und weichen Körperformen, runde Köpfe, volle Wangen, den lieblich lächelnden Mund und ein in vollen Wogen sich herabergießendes blondes Lockenhaar. Bei dieser Vorliebe gelingen auch der Kunst die Frauengestalten bei Weitem am besten, wie denn die ganze Zeit weiblichen Charakter trug und die Frau im Leben und Denken immer am höchsten stand. Den männlichen Gestalten gehen oft Kraft und Individualität ab. Zugleich machen die trockenen, in langen parallelen Linien neben einander gestrichenen und eckig gebrochenen Falten einer größeren Weichheit Platz; in sanfter Krümmung, mit voller

Berücksichtigung der weichen Körperformen, ergießen sie sich herab und erreichen in edlem Schwung oft classische Schönheit. In Allem sieht man den weiblichen Charakter durchscheinen: die Empfindung, das passive Fühlen geht der Leidenschaft vor. Daher erreicht die Kunst nicht Größe, sondern Anmuth und Lieblichkeit, nicht Kraft, sondern sanften, einschmeichelnden Reiz, nicht Tiefe und Bestimmtheit, sondern Liebenswürdigkeit und in der Darstellung der Frau in hohem Grade das Edle, Holde und Freundliche der weiblichen Erscheinung. Es wäre das aber nicht möglich gewesen, wenn sich nicht zugleich auch das Costüm von der früheren Ungestalt, worin es einer barbarischen Auffassung der antiken Tracht glich, in einer Weise umgewandelt hätte, die der körperlichen Schönheit und dem Faltenwurf gleichen Raum gönnte und dadurch auf Schritt und Tritt dem Künstler zur Bildung seines Auges vollendete Muster gewährte. Es läßt sich darin gleichfalls der idealisirende und veredelnde Umschwung erkennen, vor Allem die Herrschaft der Frau und ihres Schönheitsgefühls in Anbetracht der Toilette.

An den Aufschwung, den die Litteratur nahm, an die glänzende Blüthe der Dichtkunst brauchen wir kaum zu erinnern. Wie war es anders möglich, als daß der menschliche Geist bei solcher Anregung und Aufregung der Phantasie und des Gemüthes Großes leisten mußte? Der Süden und der Norden, der Osten und der Westen wurden in ihren besten Theilen durcheinander geworfen. Empfänglichkeit für alles, selbst noch so Seltsame und Unglaubliche, brachten die wundergläubigen Geister mit. So sehen wir als eine Wirkung davon die Sagen und Erzählungen aller Völker von Indien bis nach Spanien und Irland zum Gemeingut geworden, und die alten Novellen der Griechen und Römer kehrten im Gedächtniß der Pilger in die ursprüngliche Heimath zurück und westwärts darüber hinaus bis an die Berge von Wales. Das zwölfte Jahrhundert ist unter allen Zeiten die fruchtbarste Sagengebärerin. Was Geschichte gewesen und durch Jahrhunderte und Länder getrennt war, warf die Lust der Erzähler zusammen, dem immer nach Neuem begie-

rigen Ohr der Hörer zu Liebe, Personen wie Begebenheiten, und umkleidete sie mit dem neuen christlichen, romantischen Gewande. Was das classische Heidenthum diesen erzählenden Dichtern an Stoffen stellte, ging aus ihrem Munde wieder in moderner, sentimentaler Ritterlichkeit hervor, so die Kämpfer vor Troja und Aeneas und die Latiner und Alexander der Große. Dieser gemeinsame und in seiner Weise Alles, was an ihn herankam, unerbittlich verarbeitende Geist hatte nicht blos die lateinische Poesie der voraufgehenden Periode zurückgeworfen und überall die Muttersprache in das angestammte Recht eingesetzt, er hatte selbst in kurzer Frist den Mundarten der einzelnen Stämme gegenüber eine ihm angemessene Schrift- und Dichtersprache geschaffen, die so allgemein durch Deutschland gültig wurde, wie die Stoffe, die sie darstellen sollte.

Vor Allem aber kam der Dichtung zu Gute, daß nicht blos die Phantasie, sondern auch das Menschenherz in seiner Tiefe aufgeregt war, und die Liebe, der ewige Urgrund aller Poesie, für diese Zeit der erste und fast einzige Quell in einer Ausschließlichkeit wurde, wie es kein Beispiel weiter giebt. Das bewahrte sie vor dem Verrinnen und Versanden in die Breite und die Fläche, eine Gefahr, welche bei der ewigen Wiederholung der romantischen Abenteuer, der Unbestimmtheit der Charaktere nur zu nahe lag und nicht immer vermieden ist. Zwar sagt man, es ist eben nur die eine Triebfeder, nur Liebe und wieder Liebe, was diese Zeit in unermüdlicher Wiederholung zu singen weiß. Es ist wahr. Aber dieses eine Motiv ist eben so reich, so unerschöpflich, daß „das ewige alte Lied" nie ausgesungen worden und nie ausgesungen wird; Nichts vermag in gleicher Weise das Menschenherz, den Spiegel der Welt, zu erschließen und die Perlen aus seiner Tiefe zu holen, und nur in ihm sucht und findet der Dichter seine Perlen.

Geben wir uns ein wenig der Stimmung hin, welche die Betrachtung des Cultur-Umschwungs nach so verschiedenartigen Seiten hin in uns anregt, so wird es uns nicht mehr Wunder nehmen, sondern wir müssen es erwarten, daß in dieser an

Geist und Schönheit gesättigten Atmosphäre eine Gesellschaft von so hohem Schwung und eigenthümlichem Leben entsteht, wie das Ritterthum. War dasselbe doch der Träger aller der Ideen und der Schöpfer oder, wenn wir lieber wollen, das Werkzeug für all die Herrlichkeit dieser Zeit, die Geist und Sinne noch heute blendet. Wer aus dem niederen Volke sich emporarbeitet und Namen gewinnt, zumal als Dichter, konnte sich nur dadurch Geltung verschaffen, überhaupt nur dichten, wenn er einging in den ritterlichen Geist, wenn er durch seine Kunst aus seinem Stande sich erhob und in die ritterliche Gesellschaft eintrat. Nur hier fand er Anerkennung und Ermunterung, nur hier begegnete Geist dem Geist, der verständnißinnige dem schaffenden, nur hier fand das Talent die Luft, darin es athmen, gedeihen, darin es seine holden Blüthen treiben und seine Früchte zur Reife bringen konnte. Was wundern wir uns, wenn der Ritter den Duft in sich sog, wenn er aus dem Zauberbecher trank, die Phantasie berauschte und im Denken und Dichten, im Leben und in Thaten zugleich schwärmte! Ist es uns heute doch, wenn wir uns, selbst ohne Liebe und ohne Haß, in jene ferne Zeit versenken, als schauten wir über eine reiche, schöne Landschaft im lichten Sonnenglanz, als stiege nicht geschichtliche Wahrheit, sondern die alte Märchenwelt vor uns auf, jene

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält!"

Und doch ist das Ritterthum eine Wahrheit, diese Verbindung von Ideen und Thaten, von Religion und Heldenthum, von Poesie und Leben, von Frauenliebe und Waffenhandwerk. Es ist in diesem Sinne eine geschichtliche Wahrheit, wenn es auch nicht vermochte, die Idee, die es von sich selbst geschaffen hatte, auf die Dauer aufrecht zu erhalten oder überhaupt nur in der vollen idealen Reinheit und Vollendung durchzuführen. Schon das ist Etwas, daß man ein solches Ideal des damaligen Menschen zu schaffen und nachdrucksvoll der Zeit vorzuhalten vermochte. Auch darin ist das Ritterthum eine Wahrheit, daß es, eine echte, gesunde Blume, in dem Boden, darin es wächst

und gedeiht, seine wirkliche, naturgemäße Heimath findet, daß es nicht aus der Fremde dahin verpflanzt ist und wie ein Treibhausgewächs künstlich gehegt und gepflegt wird. Das christlich-germanische und romanische Abendland ist seine originale Stätte, und seine Luft ist der frische Geist des zwölften Jahrhunderts, der durch diese Länder befruchtend hindurchweht. Wenn der Kreuzritter in Spanien und dann im Orient bereits bei den Sarazenen eine erhöhtere, feinere Cultur vorfand, ein ritterliches Thun und Treiben, ein Leben, das mit allen Reizen farbenüppiger Künste, mit Frauenliebe und Dichtkunst geschmückt war, so mußten die glühenden Bilder sich allerdings in die Phantasie einprägen und das Gemüth bezaubern, aber sie konnten nur zeitigen helfen und allenfalls blühender machen, was in anderer und eigner Gestalt ohnehin zur Erscheinung rang. So fühlte, dichtete, handelte und liebte der Ritter nur so, wie er mußte, wie es in der Zeit und in ihm lag; er ahmte nicht nach und affectirte nicht. Wenn er hohe und edle Thaten ausführte um ein eingebildetes Ziel, das uns nichtig dünkt, so geschah es im besten Glauben; wenn er der Frau den ritterlichen Arm weihte, so war es, weil er die Verehrung für das ganze Geschlecht und die einzelne insbesondere so in der Brust trug; und wenn er in ihrem Dienst und im Rausche der Schwärmerei Dinge beging, die wir Thorheiten nennen, wenn wir ihn die Bahn der Vernunft verlassen sehen, so glaubte er wenigstens, und von seiner Grundanschauung aus nicht so verkehrt, sich auf dem rechten Wege zu befinden, und wenn er es nicht allzuarg machte, so können wir auch die Zeitgenossen seinem Thun und Treiben den vollen Beifall schenken sehen.

Wie das christliche Ritterthum entstand, wie es aus den früheren Zuständen des Adels mit Anschluß an die Ausbildung des Lehnsstaats sich entwickelte, überhaupt seine politische Seite, wird nicht der Gegenstand unserer Darstellung sein. Wir haben es nur mit dem Ritterthum in gesellschaftlicher Beziehung zu thun und zwar in jener Zeit, da es in seiner höchsten Blüthe und möglichsten Reinheit stand. So werden wir den Ritter kennen

lernen als den Helden der Idee, an den der Ruf Gottes ergangen ist, der sich dem Kampfe für die Religion, für das Recht der Schwachen und Unmündigen, nach Wehrhaftmachung des Aeußeren und Läuterung des Innern, gewidmet hat. Wir werden ihn kennen lernen in der Liebe, die ihm so nothwendig ist, daß „er ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre haben kann", im Dienst und in der Verehrung der Erkorenen seines Herzens streitend, schmachtend und leidend. Wir werden uns auch die Dame betrachten und sehen, wie sie denn eigentlich beschaffen war, die solche Wunder im Manne und mit dem Manne zu vollbringen vermochte, sie, die Herrin des Lebens und der Sitte, die über den tapfern Arm des Ritters wie über die Kunst des Dichters und über Beider Herzen gleich unbedingt gebot. Wir werden uns in Burg und Palast die Stätten dieser Gesellschaft beschauen und werden uns als Zuschauer und Horcher einstellen, wo sie sich zu heiterem und ernstem Spiel versammelt oder sich in verliebte Pärchen sondert und zu traulichem Geplauder die abgeschlossenen Fensternischen und die stillen, schattigen Plätze im Baumgarten aufsucht. —

Zweites Kapitel.

Der Ritter.

Drei Dinge waren es, die das Leben des Ritters erfüllten: die Religion, die Liebe und das Waffenwerk. Gott und die Frau herrschten über ihn und gaben seinen Thaten ein Ziel. So erhielt das rohe Waffenhandwerk eine höhere Weihe, und dadurch eben unterschied sich der Ritter vom antiken Heroen. Dieser kämpfte um des Kampfes willen, zur Bethätigung der innewohnenden Kraft, um der Lust zu genügen und den Ruhm des Stärkeren davonzutragen, jener für einen außer ihm liegenden, höheren Zweck; von ihm wurde Entsagung seiner selbst, Aufopferung verlangt, der andere folgte seinem eigenen Triebe und fand den Genuß in der Erfüllung desselben.

Im vollkommenen Ritter sollten die drei Elemente ohne Streit und untrennbar mit einander vereinigt sein; ja selbst die Dame sollte sich von den heiligen Pflichten ihres Ritters so erfüllt zeigen, daß, wenn der Ruf an ihn erging, sie selbst ihn zum Kreuzzug ermunterte, sie selbst ihm das Kreuz an die Brust heftete. Wir haben auch wohl solche Beispiele. Aber nicht einmal die fromme Landgräfin Elisabeth von Thüringen vermochte es über sich zu gewinnen: sie sank in Ohnmacht, als

sie an ihrem geliebten Gemahl das Kreuz entdeckte, das er schon vor einiger Zeit genommen, aber zu ihrer Schonung verborgen gehalten hatte. Im Leben waren Gott und die Frau für den Ritter öfter ein streitender, als ein versöhnter Widerspruch, und daher sehen wir im Ritterthum, je nachdem die Religion oder die irdische Liebe vorherrscht, die hohe, ernste und opferwillige Seite und die weltlich fröhliche, sinnlich üppige neben einander in gleicher Stärke ausgebildet. Die Dichtung hat sich beider Richtungen ebenso selbstständig bemächtigt und beide im Parcival und Tristan in so ausgezeichneter Weise dargestellt, daß uns nur die Vorliebe für eine der Richtungen veranlassen wird, dem einen oder dem andern Werke den Preis zuzuerkennen.

Parcival, wie ihn Wolfram von Eschenbach darstellt, ist der Held der Gottesminne. Wie der Kreuzritter das gelobte Land und die Leidensstätten des Herrn aus den Händen der Ungläubigen befreien soll, so ist es ihm auferlegt, den heiligen Gral, das poetische Symbol der Kreuzfahrten, zu erringen und sich im Kampfe dafür würdig zu machen, ein König des Grals zu sein. Er ist mit ganzer und heißer Seele ein Ritter, obwohl ihn die Mutter, trauernd über den allzufrühen Schlachtentod des geliebten Gemahls, in der Einsamkeit fern von aller Welt aufgezogen und ihm absichtlich jegliche Kenntniß vom Ritterleben vorenthalten hat. Obwohl also in Jugendblöde und völliger Lebensunkunde aufgewachsen, bedarf es doch nur des flüchtigen Anblicks daherspreugender gerüsteter Ritter, um die angeborene Leidenschaft auf einmal und unbezwinglich anzufachen. Er wäre kein Ritter gewesen, wenn nicht auch alsbald die Frauenliebe sein Herz ergriffen hätte; aber mitten aus der Seligkeit reißt er sich los von der geliebten Frau, die er errungen hat, sowie er das Gebot Gottes in seinem Innern spürt, um nun auf weiten und langen Fahrten, unter Kämpfen und Entbehrungen, in einem Leben des Zweifels, der Reue und fast der Verzweiflung sein Inneres zu läutern, daß er endlich würdig das ihm bestimmte hohe Königthum antreten möge.

Wie Parcival von der religiösen Bedeutung des Ritterthums ergriffen ist, in gleichem Grade kennt sein Gegenbild, Gottfried's von Straßburg Tristan, nur die andere Seite, die irdische Liebe. Tristan ist seiner äußeren Anlage nach ein so idealer Ritter wie jener, so schön, so reich begabt und ausgestattet von Natur, so tapfern und starken Arms, der glücklichste Sieger im Kampf mit unbezwungenen Gegnern: von dieser weltlichen Seite so vollkommen, daß ein jeder strebende Knappe sein nicht zu erreichendes Vorbild in ihm sehen mochte. Aber in einem Kampfe vermochte er nicht zu siegen: mit sich selbst und seiner irdischen Leidenschaft. Schon aus nicht vorwurfsfreiem Verhältniß hervorgegangen, den Vater verlierend vor seiner Geburt und die Mutter mit demselben aus Schmerz über den Verlust des Geliebten, ist er wie vorausbestimmt zum Märtyrer der unerlaubten Liebe, und Gottfried's Gedicht ist die Legende des Martyriums oder vielmehr das Hohelied dieser Liebe. Wie Tristan einmal aus dem Zauberbecher getrunken hat, ist sein Leben nur noch einzig davon erfüllt, und so ist er beherrscht, daß für ihn Gott und Ritterpflicht und Ehre, Tugend und Dankbarkeit, Verwandte und Freunde nur noch wie ein leerer Schall an's taube Ohr schlagen. Er schlürft aus dem Becher alle Seligkeit auf Kosten seines besseren Selbst, aber er leert dafür auch den Kelch der Leiden bis zum Grunde, sein Leben hindurch schwankend und schwebend zwischen Genuß und Versagen, Hoffnung und Verzweiflung, Gelingen und Täuschung, Ehre und Schande, Sieg, Ueberwindung und Untergang.

Zwischen diesen beiden Idealen, wie sie uns die Dichter aufgestellt haben, schwankte das Ritterthum, wie es wirklich war, hin und her. Sich reinigen und läutern sollte der Ritter wie Parcival, um durch Empfang der Ritterwürde ein Streiter Gottes zu werden, um im Kampfe wider den Unglauben und die Ungerechtigkeit den Leib feil zu haben um des Heils der Seele willen; aber gleichzeitig erging auch an ihn ebenso gebieterisch die Anforderung des Frauendienstes und damit die Anforderung der Weltlichkeit. In diesem Streit scheiterte er

nur zu oft. Vielleicht kann man sagen, das Ritterthum begann mit dem Streben wenigstens nach dem Vorbilde des Parcival und ging unter wie Tristan, aber in diesem Untergang keineswegs mehr durch die Poesie verklärt.

Schon der Erziehungsgang, die Bildung des adligen Jünglings weist auf beide Leitsterne seines Lebens hin, und wie er mit dem Ritterschlag der Schule und des Dienstes entlassen wird, werden ihm Gott und Frau noch einmal als die Gebieter seiner Thaten vorgehalten.

Die Schule, die er durchzumachen hatte, sollte in der Regel bis zum einundzwanzigsten Jahre dauern; die ganze Zeit war dem Lernen und dem Dienst gewidmet. Was er später von Andern zu fordern hatte, dessen sollte er selbst durch die eigene Ausübung kundig und in Allem fertig sein. Bis zum siebenten Jahre behielt ihn die Mutter bei sich, um ihm die erste zartere Pflege angedeihen zu lassen; zugleich war es ihre Sorge, die ersten Begriffe von Gott und christlicher Religion in das kindliche Gemüth niederzulegen. Dann wurde er ihr entzogen und nicht blos ihr, sondern damit er eine strenge und rücksichtslose Zucht erführe, wurde er aus dem elterlichen Hause hinweg an einen fremden Hof oder zu einem fremden Rittersmann gegeben, um hier meist gemeinsam mit andern Knaben zugleich zu dienen und höfische Sitte zu lernen und Alles, was sonst irgend zum Ritter erforderlich war. Jene, die höfische Sitte, ohne die er seines Namens und seiner Geburt nicht würdig gewesen wäre, lernte er besonders in der unmittelbaren Nähe der Edelfrau oder der hohen Dame, an deren Hof er sich befand. Vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre war er als Edelknabe ihrem Dienst gewidmet, wie nur ein anderer Diener, mußte sie bei Tisch bedienen, ihre Aufträge und Befehle vollziehen, ihren Boten machen, auf Reisen, auf Spaziergängen, auf der Jagd sie begleiten, um ihres Winkes zur Vollziehung ihrer Wünsche stets gewärtig zu sein. So hatte er zugleich Gelegenheit von früher Jugend an, den Geist der Frauenverehrung und des Frauendienstes einzusaugen, dem später

die Thaten des Mannes gehören sollten, und sich zu dieser Seite der Ritterpflichten vorzubilden. War er besonders mit seiner Gemüthsrichtung hierhin geneigt, so mochte er seiner Gebieterin schon zartere Aufmerksamkeit widmen, wie Ulrich von Liechtenstein von sich erzählt, der ungeheißen zum öftern hinging, ihr schöne Blumen zu brechen.

Während eben dieser Zeit wurde auch der Knabe in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, soviel es eben zu lernen gab und der Stand erforderte. Er wurde dazu der Lehre „weiser Männer" übergeben, die wohl gewöhnlich Geistliche waren, oder auch fahrende Sänger. Waren mehrere Knaben an einem Hofe beisammen, so wurde ihnen noch ein besonderer „Zuchtmeister", ein bewährter, erfahrner Knappe oder Ritter gehalten, der die Aufsicht über sie zu führen hatte. Von großem Umfange waren die wissenschaftlichen Kenntnisse nicht, die ihnen beigebracht wurden, und in dieser Beziehung dürfte sich der Unterricht der Hauptsache nach auf die biblischen Geschichten beschränkt haben. Ihnen fügte man aber durch die allgemeine Erzählerlust, und das Vorlesen, wie es in der Gesellschaft Sitte war, die Kunde von Sagen und Begebenheiten aus mancherlei Ländern, selbst von der Geschichte der Vergangenheit, freilich in meist romantischem Gewande, alsbald hinzu. So fehlte es nicht an Nahrung des Geistes, an Anregung der Phantasie, an Weckung des ritterlich-romantischen Sinnes.

Nicht einmal Schreiben und Lesen dürfen wir als eine allgemeine Fertigkeit des ritterlichen Standes, zumal männlicherseits, annehmen, denn die Frauen zeigten sich hierin, wie wir noch sehen werden, den Herren überlegen. Selbst Wolfram von Eschenbach, der doch der erste Dichter dieser Zeit war, verstand, wie er selbst gesteht, keinen Buchstaben, und so auch Ulrich von Liechtenstein, der nicht blos sein Leben poetisch beschrieben hat, sondern auch sehr gewandt in der Form und ein Meister in künstlichen Versen war. Seine Lieder, die er für die Geliebte bestimmt hatte, prägte er seinem Boten in's Gedächtniß ein, auf daß er sie derselben vorspreche, oder er dictirte

sie seinem Schreiber und Vorleser, dessen Abwesenheit ihn einmal in nicht geringe Verlegenheit setzte, als er ein Antwortschreiben von der verehrten Dame erhielt. Zehn Tage lang mußte er seine brennende Sehnsucht bezwingen und so lange das Schreiben ungelesen in der Tasche mit sich führen, bis endlich der Mann kam und ihm aus der Noth half.

Dieses Mangels ungeachtet kam doch die Bildung nicht zu Schaden, wie wir eben an dem Beispiele Wolfram's sehen, der es nur durch Vorlesen und Anhören vermochte, so ausgedehnte Dichtungen aus fremder Sprache nicht bloß in die eigene zu übertragen, sondern ihnen auch eine neue und eigene Form aufzuprägen. Es wäre sonderbar gewesen, wenn sich bei dem Umschwung der Verhältnisse, wie wir ihn oben geschildert haben, nicht auch zugleich ein allgemeinerer Wissensdrang geregt hätte. Und in der That war es der Fall. Wir können es daraus schließen, daß zu jener Zeit die Universitäten entstanden und sich belebten und aus allen Ländern Wißbegierige herbeizogen, und auch daraus, daß Kenntniß fremder Sprachen, vorzugsweise der französischen, in der Ritterschaft keineswegs eine Seltenheit war. Wie viele der französischen Rittergedichte haben nicht ihren deutschen Uebersetzer gefunden! Die Dichter, welche das kaiserliche Haus der Hohenstaufen gestellt hat, Heinrich VI., Friedrich II., der italienisch dichtete, und Konradin und andere Dichter mit ihnen sprachen sämmtlich Latein. Ein freilich in Wirklichkeit schwerlich jemals erreichtes Muster von dieser Art der ritterlichen Bildung stellt uns der Dichter im Tristan auf. Sein vorsorgender Pflegevater übergiebt ihn schon mit sieben Jahren einem weisen Meister, damit er sich nun mit ihm an die Sprachen und an die Bücher mache. Der Dichter beklagt das noch, denn eben, da die jugendliche Freiheit und Lust aufzublühen beginne, habe ihn schon der Sorgen Reif mit dem Lernen angefallen und die Freiheit genommen und die Freude verdorben, und in des Lebens Anfang sei das beste Leben bereits dahin gewesen. Es mag das damals eine verbreitete Ansicht vom Lernen gewesen sein, aber der Pflegevater und Viele mit

ihm dachten anders. Er hieß seinen Pflegling um der Sprachen willen mit seinem Meister in fremde Länder reisen, um sie an Ort und Stelle zu erlernen, und so kannte dieser allerdings mit vierzehn Jahren so viele Sprachen, daß er den Leuten allen darin wie ein Wunder galt. Daraus mögen wir eben sehen, wie Bildung und Wissen seiner Art in der ritterlichen Zeit nie oder höchst selten vorkam, dennoch aber vielleicht in ähnlicher Weise erstrebt wurde. Ohnehin thaten in dieser Beziehung die Kriegs- und Ritterfahrten und der dadurch veranlaßte längere Aufenthalt in fremden Ländern von selbst das Ihre.

Fast ein größeres Erforderniß für die Bildung des jungen Ritters, als Schreiben und Lesen, scheint Musik gewesen zu sein, Gesang und Saitenspiel. In einer Zeit, wo das gesellige Leben einen so raschen und geistigen Aufschwung nahm, mußte die Weckung und Uebung der geselligen Talente, die überaus geschätzt wurden, von besonderem Werthe sein. Musik war ein gewöhnliches und das erste Unterhaltungsmittel, und wo sich junge Leute zusammenfanden, wurde alsbald zum Reigen gesungen und gespielt. Ohne allgemein verbreitete Kenntniß der Musik, wie wäre diese Unzahl der lyrischen Dichter möglich gewesen, deren uns bekannte Namen allein zu Hunderten zählen, und die ebensowohl „singen" wie „sagen" mußten? Wie den Vögeln im Wald, scheinen der Ritterwelt Gesang und Dichtkunst angeboren und natürlich zu sein, daß sie mehr als Sache des Standes und der Standesbildung erscheinen, denn des Talents. Als ein Meister in jeglicher Art der Musik erscheint wieder Tristan. Während des Lernens in „Büchern und Zungen" mußte er spät und früh seiner Stunden viel mit Emsigkeit auf das Saitenspiel verwenden. Er lernte nicht blos Gesang und das Spiel verschiedenartiger Instrumente, besonders die Harfe, die er am liebsten mit sich führte, mit Meisterschaft, sondern er dichtete selbst Lieder und setzte sie in Musik und war später im Stande, Isolde, die doch schon mancherlei Unterricht genossen, noch weiter in der Kunst zu fördern.

Schon in diesem Lebensabschnitte wurden die körperlichen

ebungen und die Künste, die später zum Waffenwerk erforderlich waren, nicht vernachlässigt. Der Knabe mußte sich im Laufen und Springen üben, er lernte reiten und schwimmen, schoß mit Bogen und Armbrust, warf den Stein und übte sich mit Schild, Schwert und Lanze. Bedeutungsvoller und mehr in praktischer Richtung wurden diese Künste im dritten Lebensabschnitte geübt, wenn der Knabe als Knappe aus dem Dienst der Dame in den des Herrn übertrat und der Körper sich mehr gekräftigt hatte. Nun lernte er auch alle die verschiedenen Jagdkünste, Vögel und Hunde abzurichten, mit dem Falken zu beizen, den Hirsch zu jagen, ihn zu fällen und jagdgerecht zuzurichten, er lernte das Hifthorn blasen, eine ganze Jagd vorbereiten und lenken und was sonst Alles zu einem vollkommenen ritterlichen Jägersmann erforderlich war. Hatte er Alter und Kräfte genug, so machte er die Knappenturniere mit, um vor dem Stoß unerschütterlich fest im Sattel zu bleiben, die Lanze richtig einlegen und Schild und Helm des Gegners sicher und an rechter Stelle treffen zu können, damit er später in Ernst und Spiel vor der Lanze des Feindes wie unter den Augen der Dame rühmlich bestehe, zugleich auch sich an die Rüstung gewöhne, die dem Knappen sonst nicht zukam.

Mit dem vierzehnten Jahr trat dieser neue Abschnitt ein, in welchem er den Dienst der Dame mit dem des Ritters vertauschte. Zugleich erhielt er ein Schwert, das er von jetzt an umgehängt tragen durfte. Der Person des Ritters beigegeben, wurde er dessen Waffenträger. Nunmehr sorgte er für die Reinhaltung und den Glanz der Rüstung und der Waffen, beaufsichtigte die Rüstkammer, besorgte die Pferde des Herrn, begleitete ihn auf die Jagd, zum Turnier und in den Krieg. Auf diesen Fahrten trug er seine Lanze und führte sein Streitroß am Zügel neben sich. Erst beim Beginn des Kampfes half er dem Herrn dasselbe besteigen, nachdem er ihm die Rüstung angelegt hatte. In der Schlacht blieb die Schaar der Knappen in unmittelbarer Nähe hinter der ritterlichen Schlachtreihe, und es achtete ein jeder mit spähenden Augen auf den

eigenen Herrn, um im Falle der Verwundung oder des Sturzes sofort zur Hand zu sein, ihm aufzuhelfen und vielleicht das gefallene Pferd durch das eigene oder ein anderes frisches zu ersetzen. So gewöhnte sich der Knappe nicht blos früh an den Ernst des Krieges, sondern durch dies Alles mußte das Verhältniß zwischen Herrn und Diener, Ritter und Knappen nur um so inniger und bleibender werden und jenes Band der Treue, der ersten Tugend dieser Zeit und des Lehnsverhältnisses überhaupt, nur um so fester sich schlingen. Denn es war das vor Allem die Sitte, daß die adligen Lehnsleute ihre Söhne in den Knappen- und Hofdienst der Lehnsherrn gaben.

Nicht sofort freilich wurde der junge Knappe mit in den Krieg genommen, sondern erst, wenn er sich im andern Dienst bewährt und zuverlässig gezeigt hatte und kräftig genug war. Zuvor gab es in Haus und Hof hinlänglich zu thun, um selbst eine Reihe von Knappen mit verschiedener Dienstleistung zu beschäftigen. Der eine hatte die persönliche Bedienung des Herrn, half ihn an- und auskleiden, sorgte für die Garderobe und machte das Bett, ein anderer führte die Aufsicht über die Jägerei, ein anderer über den Stall, einem vierten waren Küche und Keller untergeben oder er hatte die Bedienung bei der Tafel, reichte das Waschwasser, schnitt vor und trug auf und füllte die Becher. An größeren Höfen gab es für all dergleichen besondere, angesehene Hofämter, die noch bis auf den heutigen Tag geblieben sind. In diesem Falle wurden die jungen Knappen nur zur Hülfleistung zugetheilt. Hohe Geburt machte hierin keinen Unterschied; die Söhne vom vornehmsten Adel dienten wie die vom niederen. Der junge Tristan mußte seinen Oheim König Marke und seinen Pflegevater bei Tisch bedienen und um ein entsprechendes geschichtliches Beispiel anzuführen, so hören wir, daß der junge Graf von Foix Vorschneider an der Tafel seines Vaters Gaston war, der immer der Gäste viele hatte.

Unter solchen Dienstleistungen und Waffenübungen wurde aber die Pflege des Geistes und des Herzens keineswegs ver-

nachlässigt. Es war gewissermaßen die Pflicht der Herrn, in eigener Person das Muster eines guten Ritters als Vorbild aufzustellen und es an Ermahnungen und Lehren zu Allem, was des Ritters Art war, nicht fehlen zu lassen, vorzüglich auch, wie er den Damen gegenüber sich zu verhalten habe. Einen solchen Herrn fand Ulrich von Liechtenstein an dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich, zu dem ihn sein Vater gegeben hatte. Das war ein an Tugenden reicher Ritter, so weise wie tapfer, kühn und hochgemuth, treu und beständig, und ebenso ein Diener Gottes, wie er den Frauen in rechter Treue unterthan war. Frauenliebe und Frauendienst waren es vor Allem, was er dem jungen Ulrich empfahl. Wer würdiglich leben wolle, der müsse sich einer reinen, guten Frau zu eigen geben; nie werde ein werther Mann, er sei denn einer solchen unterthan. Darum lehrte er ihn, wie mit Damen umzugehen, mit ihnen zu sprechen sei; er lehrte ihn von Minne dichten, denn mit süßen Worten müsse man von den Frauen reden, aber in allen Werken ihnen gegenüber wahr sein; falsche Schmeichelei könne nur schaden bei guten Frauen. Aus diesen Lehren sog der junge Ulrich jene Verehrung vor dem Weibe, die ihn zu so vielen Minneliedern begeisterte, ihm viel Liebesleid erschuf und ihn zu manchen thörichten Handlungen verleitete, von denen allen er uns in seinem „Frauendienst" treu und aufrichtig berichtet hat. Den poetischen Werth dieses Werkes mag man gering anschlagen, aber von allen ist es uns die trefflichste und wahrste Quelle zur Kenntniß des ritterlichen Lebens.

Ausführlicher sind uns die Lehren, wie sie die älteren Ritter dem jüngeren nachwachsenden und nacheifernden Geschlecht mitgetheilt haben mögen, in einer besonderen Dichtung erhalten, die den Namen „Winsbeke" führt. Hier sind sie um so inniger gefühlt und ausgesprochen, als sie vom Vater an den einzigen Sohn, der ihm am Herzen liegt, gerichtet sind. Mit der Religion fängt der Alte an: „Sohn, minne Gott inniglich", denn trüglich sei der Welt Gaukelei, und darum solle er das Leben *hier* so einrichten, daß er *dort* wohl fahre. Auch das

geistliche Leben möge er ehren, obwohl der Stand nicht vor Schlechtigkeit schütze und der Laien Sitte sei, ihn zu hassen. Nur gute, reine Frauen solle er minnen, und gebe ihm Gott ein rechtes Weib zur Ehe, das möge er halten wie den eigenen Leib und es fügen, daß ihr Beider Wille stets aus einem Herzen gehe. Hoch und werth schätzen solle er den Namen des Ritters, der ein edler, den Frauen theurer Name sei, und darum den Schild in Ehren rein und fleckenlos erhalten, das sei Schildes Recht. Rein aber halte er den Schild durch Befolgung der Ritterpflichten und Tugenden, Treue und Milde, d. i. Freigebigkeit, Keuschheit und Einfalt; ohne sie hinge der Schild besser an der Wand, denn an seinem Arm. Ebendesshalb auch solle er die Waffenübungen nicht vernachlässigen und wacker im Turnier bestehen. In Zucht und höfischer Sitte solle er sich bilden, daß er wisse und verstehe, wie man sich am Hofe zu benehmen habe; schweigen und reden zu rechter Zeit, keine Falschheit und Untreue üben, sich nicht vordrängen, aber auch mit Rath und That nicht zurückhalten, wenn er darum angegangen sei, in keuschen Worten reden, sich immer wohlgezogen zeigen und es an höflichem Gegengruß, wo er solle, nicht fehlen lassen. Hohe Geburt allein mache es nicht aus, weder bei Mann noch Frau; ohne Tugend sei sie nichts als ein in's Wasser geworfenes Korn; wer Tugend habe, der sei hochgeboren. Die „Maße" müsse er unter allen Tugenden minnen; lebe er nur in rechter Maße, erlange er der Ehren genug; Hoffahrt aber verderbe ihm sein Spiel. Vom Weisen solle er Rath annehmen, früh sich als den Guten zeigen, der er einmal zu sein gedenke, denn „es brenne früh, was zu einer Nessel bestimmt sei", und wer dreißig Jahre ein Thor, sei ein Thor auf immer. Vor liederlichem Leben und Spiel möge er sich hüten: sie seien beide des Leibes und der Seele Verderben. Sein Haus solle er in rechter Weise führen, daß er gegen die Armen Barmherzigkeit und gegen die Gäste Freigebigkeit üben könne; er solle ihnen stets ein fröhliches Gesicht zeigen, daß sein Brod den Nehmenden

wohl thue. Es sei ein schönes Ding um ein eigenes Haus; wer sein mit Tugend pflege, nehme nicht ab an Werth und Ehre.

Aehnlich lauten die Lehren, die Wolfram von Eschenbach durch Gurnemans an Parcival ertheilen läßt, der zu ihm gekommen war als ein in der Welt ganz unerfahrener junger Mensch, um Ritter-Art zu lernen. Darunter heißt es:

Legt nimmer von euch hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Ist hoch und höht sich eure Art,
Seht, daß ihr stets im Herzen wahrt
Erbarmung gegen dürft'gen Mann;
Wider dessen Kummer kämpfet an
Mit Gut und milden Gaben:
Solche Demuth sollt ihr haben.
Ihr sollt verständig überein
Wissen arm und reich zu sein.
Denn wo der Herr zu viel verthut,
Da ist nicht herrlicher Muth;
Und denkt er immer, wie er mehre,
Das bringt ihm auch keine Ehre.
Ihr sollt nicht überlästig fragen;
Doch dürft ihr nimmer euch entschlagen
Bedachter Antwort, die gemessen
Ziemet auf die Frage dessen,
Der euch mit Worten will erspähn.
Ihr möget hören, möget sehn,
Scharf erwittern, flüchtig merken:
Das wird an Sinn und Witz euch stärken.
Laßt Erbarmung bei der Kühnheit sein:
Dem Rathe sollt ihr Folge leihn.
Seid männlich und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Die Frauen haltet lieb und werth:
So wird ein junger Mann geehrt.
Gebt nie dem Wankelmuth euch hin:
Das ist rechter Mannessinn.
Wenn ihr sie thören wollt mit Lügen,
Wohl mögt ihr ihrer viel betrügen:
Lohnt ihr treu' Lieb mit falscher List,
Das bringt euch Lob gar kurze Frist.

Strauchweg und verbotner Schlich
Führen übeln Streit mit sich.
Dies messet gegen wahre Minne.
Die werthe hat auch kluge Sinne,
Gegen Falschheit, List und Kunst.
Verwirkt ihr jemals ihre Gunst,
So müsset ihr geunehrt sein
Und immer dulden Scham und Pein. *)

Mit dem einundzwanzigsten Jahre war die Knappenzeit des jungen Adligen abgelaufen, und nun durfte der Ritterschlag ertheilt werden, was auch gewöhnlich um dieses Alter geschah. Es gab aber mancherlei Veranlassungen, davon abzugehen und die Ceremonie später, auch wohl früher, vorzunehmen. Letzteres geschah z. B. mit dem Grafen Wilhelm von Holland, als er zum deutschen Könige erwählt war. Auch wurden Söhne von hohen Häusern wohl früher zu Rittern gemacht, wenn sich eine besondere Gelegenheit dazu darbot. Eine solche wartete man gern ab, weil die Ceremonie um so feierlicher und die Ehre um so größer war, was denn wohl als Grund zum Aufschub gelten mochte. Jeder Ritter konnte wieder den Ritterschlag ertheilen, aber man suchte ihn doch möglichst von der Hand eines berühmten Mannes oder eines hohen Fürsten, am liebsten vom Könige oder Kaiser selbst zu erlangen. Auch war das Schlachtfeld die rühmlichste Stätte, und bei solcher Gelegenheit meldete sich dann gewöhnlich eine ganze Schaar junger Edelleute entweder vor Beginn des Kampfes, in welchem Falle die erlangte neue Würde zum Sporn der Tapferkeit dienen sollte, oder sie wurde nach dem Siege zur Belohnung ertheilt. Auch große Feste, die das Reichsoberhaupt oder der Landesfürst veranstalteten, wurden dazu benutzt, und die Ceremonie des Ritterschlags mit Allem, was sich daran knüpfte, erhöhte dann die Festlichkeit. Das große und berühmte Fest, welches Kaiser Friedrich I. im Jahr 1184 seinen Völkern zu Mainz gab, fand seine nächste Veranlassung eben in dem Umstand, daß der Kaiser dabei seinen beiden ältesten Söhnen

*) Nach Simrock.

die Ritterwürde zu ertheilen gedachte. Mancher schob die Ceremonie aus Gewissenhaftigkeit auf, weil er sich in so jugendlichem Alter noch nicht fähig fühlte, alle die Pflichten zu erfüllen, welche die Würde ihm auferlegte; mancher auch schlug sie aus, weil er zu arm war, den damit verbundenen Aufwand zu bestreiten. Allein er wurde doch scheel darum angesehen, und Graf Baldnin von Flandern fühlte sich selbst veranlaßt, Schande über diejenigen Söhne von Rittern zu verhängen, welche bis zum fünfundzwanzigsten Jahr den Ritterschlag noch nicht erhalten hatten.

Die Ritterwürde mußte jeder nehmen vom höchsten Adel bis zum niedrigsten, vom Kaiser bis zum adligen Dienstmann; und das war eben das Gute an ihr, daß sie in vieler Beziehung die Unterschiede im Adel aufhob, denselben zu einer einzigen Genossenschaft machte und seine Glieder gesellig, wie beim Turnier und auf dem Schlachtfelde, einander gleichstellte. Nur Christen konnten Ritter werden, weil nur sie das Gebot der Würde, den Schutz der Kirche und der christlichen Religion, erfüllen konnten. Es war wider die Regel, wenn Richard Löwenherz und Friedrich II. edlen Sarazenen den Ritterschlag ertheilten; Ludwig IX. von Frankreich verlangte mit Recht von ihnen die vorausgehende Bekehrung zum Christenthum. Hohe Fürsten pflegten ihre Söhne selbst zu Rittern zu machen; um aber die Festlichkeit zu erhöhen, erwiesen sie gewöhnlich zugleich einer Anzahl von Söhnen ihres Adels die gleiche Ehre, oder die neu zu Rittern geschlagenen Prinzen, die nun das Recht erlangt hatten, mußten es ihrerseits thun. So die französischen Prinzen Ludwig, Philipp und Karl (Enkel Philipp's des Schönen) mit vierhundert andern Knappen, wie sie eben von ihrem Vater Philipp den Ritterschlag erlangt hatten. Entsprechend erzählt auch die Dichtung von Tristan, der sofort dreißig Ritter schlug, wie ihm selbst vom König Marke die Würde ertheilt war.

Die mit dem Ritterschlage oder der „Schwertleite", d. h. der Anlegung des Schwertes und der ritterlichen Rüstung über-

haupt, verbundenen Ceremonien und Feierlichkeiten sind in ihrem Wesen uralt und lassen sich selbst auf die altgermanischen Zustände zurückführen. Allein in der von uns geschilderten Periode sind sie in Bezug auf die Form noch schwankend und keineswegs so ausgebildet, wie sie z. B. die Ritterschaft des vierzehnten Jahrhunderts, insbesondere die französische, kennt; doch enthalten sie bereits die Hauptsachen. So war es in dieser Zeit jedenfalls noch eine Seltenheit, wenn die Anlegung der einzelnen Waffentheile von Damenhänden geschah. Ort und Gelegenheit mußten außerdem nothwendige Unterschiede machen. Alles konnte umständlicher, genauer und mit Beibehaltung des ganzen Ceremoniells ausgeführt werden, wenn die Sache nach gehöriger Vorbereitung bei vorausbestimmtem großen Feste vor sich ging, als auf dem Schlachtfelde, wenn sich fast vor dem heransprengenden Feinde ein paar Hundert Knappen meldeten oder sie kampfesmüde auf blutiger gewonnener Wahlstatt erschienen und den Ritterschlag als Lohn ihrer Thaten begehrten. Dann wurden die Ermahnungen und das Gelübde stillschweigend vorausgesetzt; die Schaar der Knappen kniete in Reihen nieder und der Fürst oder Feldherr ertheilte Jedem den Schlag mit der Fläche des Schwerts und setzte nur die Worte hinzu: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich Dich zum Ritter!“ oder dem ähnliche Worte.

Konnte Alles in gehöriger Weise vor sich gehen, so fand auch schon in dieser Zeit eine Art von Prüfung statt, wenigstens wurde darnach gefragt, ob der Knappe die Pflichten, welche die neue Würde ihm auferlege, gehörig kenne und auch wohl untersucht, ob er derselben würdig sei. Das spätere Werk, l'Ordre de Chevalerie (der Ritter-Orden), verlangt, jeden Knappen auszuschließen, der nur nach eitlem Ruhme strebe, der nur krieche und schmeichle; ein solcher unterhalte die verderblichen Sitten, die ein Ritter vermöge seines Standes aus dem Wege räumen solle; er vernichte den Edelmuth, der des Ritters Eigenschaft sein müsse. Auch das ist wohl, wenigstens in der Allgemeinheit, erst spätere Sitte, und war namentlich bei den ver-

schiedenen Ritterorden in Gebrauch, daß der Knappe sich einem vorhergehenden strengen Fasten zu unterwerfen hatte, daß er mit einem Priester die Nacht wachend und in Gebetübungen zubringen mußte und in weißer Kleidung den Ritterschlag selbst erwartete.

Ein Gottesdienst ging aber immer voraus; wurde doch selbst jegliches Turnier mit einer Messe eröffnet. Der Knappe mußte beichten und empfing das heilige Abendmahl. Der Geistliche weihte auch wohl am Altare das Schwert und legte es dem Knappen um den Hals. Damit begab sich dieser zu Demjenigen, der ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, und kniete vor ihm nieder. Nachdem er die Ermahnungen angehört und das Gelübde mit einem Eidschwur abgelegt, empfing er sodann unter den eben angeführten Worten mit der Fläche des Schwerts drei Schläge über die Schulter oder den Rücken, oder nach anderem Ceremoniell, wie es denn in mancher Beziehung nach Zeit und Ort abweicht, einen leisen Schlag an den Hals zum Zeichen, daß dieses nunmehr der letzte sei, den er sich müsse gefallen lassen. Später empfing auch wohl der Edelknabe, wenn er Knappe wurde, den Backenstreich, der Knappe aber zum Ritter den Schwertschlag. Alsdann wurde ihm mit dem ritterlichen Gürtel das Schwert um den Leib gegürtet und darauf die goldenen Sporen und die einzelnen Stücke der Rüstung nach einander angethan. Ein Pferd wurde ihm vorgeführt und in dem nun folgenden Turnier konnte er sofort sich in der neuen Würde bewähren.

Wir haben eine ausführliche Beschreibung davon, wie Graf Wilhelm von Holland, der erwählte römische König, 1247 zu Cöln die Ritterwürde erhielt. Obwohl die Ceremonie in einiger Eile vorgenommen wurde, enthält sie doch das Wesentliche für diese Zeit und macht uns namentlich mit den ritterlichen Pflichten bekannt. Der König von Böhmen ist hier Derjenige, der die Ceremonie vornimmt. Nach vorausgegangener Messe führt er den Knappen vor den anwesenden Cardinal-Legaten, als den Stellvertreter des Papstes, und bittet, daß er desselben Bekennt-

niß annehme, damit er in die Rittergenossenschaft aufgenommen werden könne. Der Cardinal in seinem priesterlichen Ornat fragt den Knappen, welches die Pflichten des Ritters seien. Der Ritter, heißt es, muß hochherzig, freigebig, tapfer, höflich und standhaft im Unglück sein. Und nun werden ihm die Regeln des Ritterthums zur reiflichen Ueberlegung vorgehalten: täglich die heilige Messe zu hören, für die Kirche und den Glauben zu kämpfen, Wittwen, Unmündige und Waisen zu schützen, ungerechten Krieg zu meiden und schlechten Sold zurückzuweisen, jeden Zweikampf für die Unschuld einzugehen, Turniere nur der Uebung wegen zu besuchen, dem Kaiser und seinem Stellvertreter in allen weltlichen Dingen zu gehorchen, das gemeine Beste in Acht zu nehmen und kein Reichslehen zu veräußern, endlich vor Gott und Menschen tadellos in dieser Welt zu leben. „Wenn Du diese Gesetze der Ritterschaft fromm beobachten willst und gegen Jedermann beschützen, so wirst Du auf Erden zeitliche Ehre und nach diesem Leben die ewige Seligkeit erwerben." Nach diesen Worten legte der Cardinal die gefalteten Hände des jungen Knappen in das Meßbuch auf das gelesene Evangelium und sprach weiter: „Willst Du nun die Ritterwürde im Namen Gottes fromm empfangen und diese Lehren nach Kräften erfüllen?" — „Ich will!" antwortete der Knappe und las darauf das Bekenntniß ab, welches ihm der Cardinal übergab. „Ich, Wilhelm Graf von Holland, Ritter und des heiligen römischen Reichs freier Vasall, bekenne und schwöre, die Regeln der Ritterwürde zu beobachten, bei diesem heiligen Evangelium, welches ich mit meiner Hand berühre." Hiernach ertheilte ihm der Cardinal vollständigen Ablaß der Sünden, und der König von Böhmen vollzog die Ceremonie des Ritterschlags mit einem Schlag an den Hals und sagte dazu: „Zur Ehre Gottes, des Allmächtigen, mache ich Dich zum Ritter und nehme Dich in die Genossenschaft auf." Der junge Ritter bestand nun sofort ein Turnier und rannte unter Pauken und schmetternden Trompeten dreimal mit seiner Lanze gegen den Sohn des Königs von Böhmen. Alsdann gab er Festlich-

keiten drei Tage lang und bewies seine Freigebigkeit durch reichliche Geschenke, wie das allemal die erste Pflicht des neuen Ritters war.

Ein alter französischer Dichter faßt die Anforderungen an die Candidaten der Ritterwürde in den folgenden Sätzen zusammen: „Ihr, die Ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen; Ihr müßt andächtig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, Wittwen und Waisen vertheidigen und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein redlicher Beschützer aufführen, ohne Andern das Ihre zu entziehen; er sei unverdrossen, stets mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienst seiner Geliebten; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit in seinen Handlungen vorwerfen kann; er maße sich nie eines Vorzuges vor Andern an. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit; er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gern ihre Erzählungen und lerne daraus; er vernehme gern die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte."

Das sind größtentheils ideale Anforderungen, welche die höchste Selbstverleugnung des Mannes verlangen. Nothwendig muß darum das Bild der Wirklichkeit nach der menschlichen Natur hinter ihnen zurückbleiben. Das wird man gern zugeben, aber doch ebensowenig in Abrede stellen können, daß jene Anforderungen einen idealisirenden Einfluß ausüben mußten. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn die vorausgegangene Schule, die religiöse Feier, die Ermahnungen und das beschworne Gelübde allgemeinhin ohne Spur vorübergegangen wären, wenn sie nicht manches Herz ergriffen, manchen Charakter gebildet und umgewandelt, gute Vorsätze erweckt und auch manchen Ritter den Regeln treu erhalten hätten. Die provençalischen, die fran-

zösischen und die deutschen Dichter sind für die ältere Zeit des Lobes der edlen und rühmlichen Thaten voll. Man kann ihrem Lobe freilich großentheils ein Interesse unterschieben, da sie oftmals von der Freigebigkeit der Großen abhingen, aber die Geschichte straft sie nicht Lügen, wenn man die Zeit unter ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachten will. Der Beispiele vortrefflicher, vom Geiste und den Gesetzen der Ritterlichkeit erfüllter Fürsten und Edlen ließen sich eine Menge aufstellen, darunter die Babenberger dieser Periode nach der Reihe. „Deutsche Männer sind wohlgezogen," sagt Walther von der Vogelweide, „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land: da ist der Wonne viel." Noch am Schlusse unseres Zeitraums stellt der Reimchronist Ottokar in seinem Lobe des Herzogs Heinrich IV. von Breslau ein Bild des echten Ritters auf: „Was ich je von Tugenden las, die ein Fürst haben soll, deren war Herzog Heinrich voll; er war gelehrt in den Büchern und besaß Geschicklichkeit wie Kraft zu Allem, was die Ritterlichkeit erforderte; er war ein guter, gerechter und treuer Richter und Regent, männlich, wahrhaft und freigebig, beschützte Wittwen und Waisen vor jeder Ungebühr mit dem Schild des Friedens und war von der Jugend bis an sein Ende stets zu Werken der Barmherzigkeit bereit."

Die Religion war den Mitlebenden dieser Periode Herzens- und Gemüthssache. Dem Ritter schrieben die Gesetze seines Standes wohl den Schutz der Kirche vor, aber sie befahlen ihm nicht, das Kreuz zu nehmen, nicht Klöster zu gründen und Kirchen zu erbauen und zu begaben; sie befahlen ihm nicht, selbst der Welt zu entsagen und sich in die enge Zelle einzuschließen. Wenn er es that, so that er es sicherlich von seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung angetrieben, und wir mögen uns leicht vorstellen, wie schon ein bedeutender Grad der Glaubensinnigkeit, selbst der Schwärmerei zu solchem Schritte gehörte.

Alle äußeren Verhältnisse waren dazu angethan, den

Ritter in der Heimath zurückzuhalten und vom Kreuzzug abzumahnen. Dem gesunden, überlegenden Verstande bot sich keinerlei Vortheil dar; nur der Abenteurer und Habenichts, da er nichts zu verlieren hatte, konnte auf Gewinn rechnen, und dieser fühlte sich vielleicht am wenigsten aufgelegt, die ernstlichen Gefahren zu bestehen. Wer in der Heimath ein Eigen hatte, mußte es unsicherer Verwaltung übergeben, in dieser unruhigen Zeit, wo es der Neider, der Feinde, der heimlichen und offenen Angriffe von allen Seiten gab; der Lehnsherr wie sein eigen Haus bedurften in gleicher Weise seines helfenden und schirmenden Armes, seiner sorgenden Gedanken und seiner unermüdlichen Wachsamkeit. Vielleicht — und wen damals nicht? — vielleicht band ihn die Liebe, oder es fesselte ihn die theure Sorge für die Frau und die unmündigen Kinder; schutzlos sollte er den unerwachsenen Nachfolger zurücklassen, wie Wilhelm von Poitiers es ausspricht:

„Ich bin zur Pilgerfahrt bereit
Und lasse meinen Sohn im Streit,
In großer Furcht und Fährlichkeit,
Bedrängt von Nachbarn ohne Ruh."

Der Weg war weit und die Fahrt theuer und die Bestreitung der Kosten zehrte Manchem schon ein gut Theil seines Vermögens auf. Hoffen durfte er allerdings auf Rückkehr, aber noch sicherer mochte er darauf rechnen, den Gefahren und Mühseligkeiten, die seiner warteten, zu erliegen.

Was Wunder nun, da der Ritter die Seligkeit der Liebe und das häusliche Glück, sein Hab' und Gut, seine eigene und der Seinen Zukunft, kurzum sein Alles auf das Spiel setzte, daß er nicht überall gleich in heiligem Eifer aufloderte, das Kreuz zu nehmen, daß alle Stimmen, französische wie deutsche, es aussprechen, daß der Kreuzzug ein schweres, hartes Unternehmen sei, zumal da, als schon hundert Jahre seit der ersten Begeisterung verflossen! Es war nur natürlich, daß Viele mit sich zu Rathe gingen, Viele sich stellten, als wollten sie ziehen, und hatten doch keine Lust, Viele sich mit Ausflüchten und

treffenden Gründen entschuldigten, Manche auch unter Seufzern und Klagen Abschied nahmen, wie der Troubadour Gaucelm Faidit: „Ach, freundliche Limosiner, ich verlasse nun Euer süßes Land, seine leutseligen Herren und Bewohner, seine trefflichen Frauen, die Blumen aller Artigkeit, ich weine, schmachte und seufze Tag und Nacht!“

Und nicht minder natürlich bedünkt uns die klagende Stimmung der Zurückbleibenden, der Frauen und der Kinder, der einsam gelassenen Liebe. Mit dem Scheiden des Geliebten und des Gemahls ist auch das Glück und die Freude ihres Lebens dahingezogen. Die Frauen mögen sich still in die Burgmauern verschließen, mögen den Wittwenschleier nehmen und froh sein, wenn sie vor böswilligen Angriffen auf Ehre und Gut gesichert bleiben. Wohl gab es Frauen, die stark genug waren, den geliebten Mann selbst zum Zuge zu ermuntern, weil sie in ihrem religiösen Gefühl glaubten, daß um ihrer Entsagung willen ein Theil seines Verdienstes auf sie überginge, andere, welche von ihrem Ritter sogar als Liebesprobe einen Kreuzzug verlangten, aber die Mehrzahl mochten mit der frommen Elisabeth von Thüringen eher im Schmerz zusammenbrechen oder in bittere Klagen sich ergießen, wie jenes Fräulein in einer Romanze des Troubadours Marcabrun. Er traf sie weinend und jammernd:

„O Jesus,“ — sprach sie — „Herr der Welt,
Du bist an meinem Jammer Schuld.
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt:
Denn all die Besten dieser Welt
Zieh'n aus für dich, da Du's verlangst.
Dir hat sich auch mein Freund geweiht,
Den Anmuth ziert und Tapferkeit,
Nichts bleibt mir hier, als bittres Leid,
Als Thränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd' es leid,
Der Alles aufruft weit und breit,
Und mir nichts schafft, als Herzensangst.“

Der Dichter sucht sie zu trösten: der Gram trübe ihre Schönheit und Gott werde ihr denselben einst vergelten.

„Herr" — sprach sie drauf — „das mag wohl sein,
Daß Gott von aller Noth und Pein
In jener Welt mich will befrei'n,
Er, der den Sündern oft vergiebt;
Doch hier büß' ich den Liebsten ein.
Auch ihn muß ich der Kälte zeih'n,
Da er so weit von dannen zieht." *)

Um so tiefer, um so aufrichtiger nur mußte die religiöse Stimmung sein, welche aller dieser Hindernisse und Schwierigkeiten ungeachtet dennoch die christlichen Ritter in Schaaren, in Heeren so groß, wie sie das Mittelalter sonst nicht aufzuweisen hat, nach dem gelobten Lande trieb. Das sich seiner Sündhaftigkeit bewußte Gemüth sah hierin einen Weg,

„Auf dem der Mensch, wie schwer er sich vergangen,
Folgt er nur fromm, Vergebung soll erlangen."

Das war die Stimmung, mit der sich selbst der weichliche und leichtfertige Tannhäuser getröstete, als er der Jagd und der Frauen entbehren mußte und, auf dem Meer von Stürmen zwischen Wellen und Klippen umhergeworfen, von trübem Wasser, hartem Zwieback und versalzenem Fleisch sich nährte. Wer mit reinem Gemüth und keuscher Sitte das Kreuz annimmt, sagt Hartmann von Aue, wer es nicht blos auf dem Kleide, sondern auch im Herzen trägt, der mag wohl damit die Seligkeit und alles Gute erwerben; und so wolle auch er, der bisher der lachenden, trügerischen Welt gefolgt sei, das Kreuz nehmen und sich damit das Heil der Seele verdienen. Daß diese Ansicht vom Kreuzzuge die allgemeine war, spricht unter Anderm ein Troubadour so aus:

„Für edel gilt kein Held zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies." . . .

Und die volle, glückliche Befriedigung, als er das heilige Land

*) Diese, sowie die übrigen den Troubadours entnommenen Stellen nach Dietz.

erreicht hat, giebt Walther von der Vogelweide kund: „Jetzt erst lebe ich mir werth, seit mein sündig Auge das hehre Land und die Erde gesehen, der man soviel Ehre widmet. Mir ist geschehen, darum ich bat, ich bin an die Stätte gekommen, die Gott in menschlicher Gestalt betrat."

Es schadete dieser religiösen Stimmung des Ritterthums auch nicht, wenn das weltliche und das geistliche Oberhaupt der Christenheit, der Kaiser und der Papst, wie es die ganze Zeit hindurch geschah, in Streit geriethen und der Einzelne sich auf diese oder jene Seite stellen mußte. Es waren Wenige, wenn nicht andere und selbstsüchtige Interessen in das Spiel kamen, die nicht treu zu ihrem Lehnsherrn und Kaiser standen, unbekümmert in ihrem Gewissen. Es war eben diese Stimmung eine rein persönliche, wie eine Frage, die ein jeder mit sich selber abzumachen hatte, und darum wurde sie von der äußeren Politik wenig berührt. Eben darum aber konnte sie diesen Grad der Innerlichkeit, der Schwärmerei und der Entsagung erreichen. Für ihr Heil glaubte die Seele zu sorgen, wenn sie sich des weltlichen Gutes zu Gunsten von Kirchen und Klöstern entäußerte, wenn sie Barmherzigkeit übte; sein ewiges Wohl glaubte der Ritter gesichert, wenn er, des Treibens der Welt müde, in sich ging, die Lust und die Pracht und den Ruhm der ritterlichen Thaten von sich warf, um fortan eingeschlossen in der Klosterzelle mit sich und seinem Gotte ein beschauliches, der Bußübung gewidmetes Leben zu führen. Und wir haben schon bemerkt, wie unbedeutend oft der Anstoß sein mochte, der diesen Umschwung im Gemüth hervorrief und wie plötzlich er kommen konnte. War er noch jung und kampfeslustig und wollte nicht blos Gedanken und Betrachtungen, sondern die Thaten seines Arms dem Dienste Gottes widmen, so trat der Adlige einem der Ritterorden bei, die doch aus keinem anderen inneren Grunde hervorgegangen waren, wie weltlich sich auch später das Leben und Treiben in ihnen herausbilden mochte. —

Wir haben nunmehr die geistige Bildung des Ritters

kennen lernen und einige Blicke in sein Gemüth gethan; um ihn uns ganz vorstellen zu können, müssen wir auch sein Aeußeres betrachten, wie er sich trug und hielt, wie seine friedliche und seine kriegerische Erscheinung war.

Da er um die Minne feiner und hochgebildeter Frauen warb, da er in ihrem Umgang lebte, ein ihnen mindestens zur Hälfte die Befriedigung seines Strebens fand, so mußte er sein Betragen wie sein Aeußeres den Anforderungen und dem Geschmack einer feinen Dame entsprechend halten. Und die Bildung war in dieser Periode soweit gediehen, daß die Kritik, die in Bezug auf Sitte wie auf Schönheit geübt wurde, eine ebenso strenge wie zart und fein gefühlte genannt werden kann. Der Ritter mußte vor Allem sich die höfische Sitte zu eigen machen, was ihm nicht schwer werden konnte, wenn er den angeborenen Tact besaß und die gewöhnliche Schule im Dienst einer edlen Frau durchgemacht hatte. Was dazu erforderlich war, haben wir meist schon oben kennen lernen. Ein alter französischer Ritter, der hierin einen Zögling unterrichtete, empfiehlt ihm, ebenso gut die moralische Seite, wie die äußere in das Auge zu fassen. Die höfische Sitte verlange, daß man schlechte Gesellschaft vermeide, daß man weder verunglimpfe noch spotte, weder betrüge noch lüge oder gar Verrätherei begehe. Desgleichen verlange sie den Damen gegenüber Liebenswürdigkeit, ein freies, edelmüthiges, kühnes Betragen, eine offene Sprache mit Anstand und Höflichkeit, stets Munterkeit mit Feinheit gepaart. Wenn hierzu nebst der Schönheit und Tapferkeit noch die geselligen Talente hinzutraten, wie sie der junge Tristan besaß, seine Gewandtheit, die ihn allen Lagen des Lebens gerecht sein ließ, so konnte der junge Ritter der Gunst der Damen sicher sein. So war es auch sein Vater Riwalin, von dem die Frauen viel Gutes zu sagen wußten:

Seht," sprachen sie, „der Jüngeling,
Der ist ein seliger Mann;
Wie gut und selig steht ihm an
Alles das, das er begeht!

Wie gar sein Leib zu Wunsche steht!
Wie gehn so grad und leicht in ein
Ihm seine kaiserlichen Bein'!
Und wie der Schild am Arm so recht,
Wie fest geleimet er ihn trägt!
Wie ziemt der Schaft in seiner Hand!
Wie wohl steht alles sein Gewand!
Wie steht sein Haupt, dazu sein Haar!
Wie süße ist all' sein Gebahr!
Wie seliglich steht ihm sein Leib!
O wohl dem seligen Weib,
Das Freud' an ihm gewinnen soll."

Der französische Ritter wendet die Aufmerksamkeit seines Zöglings auch auf sein Aeußeres. Bei Hofe müsse man freilich möglichst Aufwand machen, indessen dürfe man sich doch nur nach seinem Vermögen kleiden. Erlaube dieses keine Pracht und kein feines Tuch, so habe der Ritter auf guten Schnitt zu sehen, daß das Kleid dem Wuchse entspreche, vor Allem aber Unsauberkeit und Nachlässigkeit zu meiden; eher könne er in zerrissenen und zerschnittenen Kleidern gehen, als in aufgetrennten, weil dieses eine Nachlässigkeit sei, Armuth aber keine Schande. Fast strenger sprechen sich einige deutsche Verse jener Zeit aus:

Welch' Ritter bei einer Messe steht
Und nicht zu dem Opfer geht,
Und Schüsseln spült und spielt mit Schälken,
Und beginnt die Kühe zu melken,
Und geflickte Schuh' anträgt,
Und einen Armen verschmäht,
Die Kleider schickt, daß man sie ihm wend't,
Der hat sein' Ritterschaft geschänd't."

Wie für die Kleidung, so wird für den Körper die höchste Reinlichkeit und Sauberkeit empfohlen. Das Haar sollte stets gut frisirt sein, was nach der damaligen Art es zu tragen einige Sorgfalt erforderte, vor Allem die äußerste Pflege an die Hände gewendet werden, „da sie die Diener der ununterbrochenen Dienstleistungen seien, welche die Liebe ausdrücken," und die Nägel mußten nicht blos rein, sondern blank und glänzend sein. Weiße, feine Hände gelten darum auch für den Ritter

als eine Schönheit. Der Reinlichkeit kam das häufige Baden zu Hülfe, wie es im Mittelalter selbst bei den ärmeren Classen allgemein war. Jede Burg, jedes größere Haus hatte seine allzeit geheizte Badestube, und wer sie nicht im eigenen Haus hatte, besuchte die öffentlichen Badestuben. Man konnte einen Luxus daraus machen, und der Tannhäuser klagt unter Anderm, daß Frauen und Bäder seinen Geldbeutel stark angegriffen. Die Bäder wurden warm genommen; das Raffinement fügte selbst Parfüms hinzu oder bedeckte die Wanne mit frischen Blumen und überstreute sie mit Rosenblättern.

Man erkennt hieraus, daß sich schon früh im Ritterthum ein Zug, wenn nicht der Weichlichkeit, doch der Ueberfeinerung geltend macht, vor dessen schädlichen Folgen damals nur das thatenvolle, bewegte Leben schützte. Aber er ist leicht erklärt bei einer Gesellschaft, deren Alles anziehender und bewegender Mittelpunkt die Frau war. Dem entsprechend kann das ritterliche Schönheitsideal eine gewisse weibliche Auffassung nicht verleugnen. Die Bewunderung für den kräftigen, vollausgewachsenen, starken Mann, wie z. B. Rual, Tristan's Pflegevater, der mit langen Beinen und Armen an Gliedern und Gestalt wie ein Hüne gewachsen war und dessen Stimme wie ein Horn erklang, diese giebt sich selten in den Dichtungen kund. Die Vorliebe wendet sich der frischen, aufblühenden Jugend zu, wenn noch das Roth und Weiß der Wangen zart erglüht. Wir haben schon der weißen Hände Tristan's gedacht, mit ihren schlanken, schöngeformten Fingern, die, wenn er die Harfe spielte, Aller Augen auf sich zogen. Selbst das Nibelungenlied, das noch an der hohen, breitbrustigen, heldenmäßigen Gestalt Hagen's trotz seines finstern Antlitzes Wohlgefallen äußert, muß des jungen Giselher weißer Hände gedenken, mit denen er seine Braut umschließt. Bei dem eben erblühenden Parcival soll es der überaus zarte Teint sein, der die wankelmüthigsten Damen wie mit der Zange festhalte. Auch die vollen Wangen, die weder Durst noch Hungersnoth verrathen, rundliche Glieder und ein blühender Leib, volle Schenkel und

hohle Füße finden ihre Bewunderung vielmehr, als die männlich strotzende, von Körperübungen ausgearbeitete Muskelkraft. Im Ganzen aber konnte es nicht anders sein, als daß in dieser Zeit Schönheit jeder Art eine besondere Werthschätzung erhalten mußte.

Selbst die Kleidung des Ritters ist nicht ohne weiblichen Charakter. Wenn wir uns sein Aeußeres vorstellen wollen, wie es wirklich in dieser Periode war, müssen wir zuerst jenes ritterliche Bild, welches uns die Bühnen, die romantischen Historienmaler und die illustrirenden Componisten vorgelogen haben und noch vorlügen, ganz aus unserer Erinnerung verscheuchen. Zunächst verlangte die höfische Sitte ein durchweg bartloses, glatt rasirtes Gesicht, und so haben wir uns alle Kreuzfahrer bartlos zu denken; nur hohe, fürstliche Personen und würdige Alte machten wohl Ausnahmen, und auch diese stutzten den Vollbart zu bedeutender Kürze. Ihn irgend theilweise oder gekünstelt zu tragen, wie man später that, das kannte man nicht einmal in dieser Zeit; gar wachsen zu lassen, was und wie lang es wollte, war beim Ritter ganz unerhört. Dagegen gestattete man dem Haupthaar mehr Spielraum und ließ es in sanften, welligen Locken, die sicherlich Nachhülfe hatten, zu beiden Seiten des Gesichtes und am stets frei getragenen Halse herabfallen, doch nicht so lang, daß es die Schultern erreichte. Zur Bedeckung des Hauptes dienten Mützen und Hüte von meist weichen, aber sehr verschiedenen Formen, von denen jedoch keine sich dem gewöhnlichen Barett nur einigermaßen nähert. An ihrer Stelle liebte man es auch, die wehenden, in das Gesicht herüberfallenden Locken blos mit einem natürlichen oder künstlichen Kranze zu umschließen oder mit einem Reif von edlem Metall, der vom schlichten Band bis zum reich verzierten, edelsteinbesetzten Diadem viele Formen aufwies. Sie alle, bis auf den einfachen Epheukranz, nannte man Schapel.

Den Leib deckte zunächst ein Hemd von weißer Leinwand, das nicht sichtbar war, und dann ein langer Rock, der bis über die Kniee, selbst wohl bis auf die Füße herabreichte; ein kurzer

Rock war das Zeichen unedler Geburt und kam den Dienern, dem Bürger und dem Bauer zu. Dieser lange ritterliche Rock war der Abkömmling der römischen Tunica und ringsgeschlossen, wie er war, mußte er darum über den Kopf angezogen werden. Am Obertheil war er, was schon Kunst und Geschicklichkeit erforderte, nach den Formen des Körpers, nach dem Wuchse geschnitten und sollte sich in ziemlicher Enge anschließen, während er unten weit die Beine umwallte; auch war er gegürtet mit meist kostbarem Gürtel. Um die Schultern war dann noch zur Vervollständigung der ritterlichen Kleidung ein weiter, wallender Mantel gelegt, der auf der Brust mit einer Agraffe oder einem kurzen Riemen gehalten wurde; oft aber vertrat seine Stelle auch ein zweiter, oberer Rock, der sich vom unteren nur durch kürzere Aermel und größere Weite unterschied. Für alle Kleidung liebte der Ritter wirkungsvolle, kräftige Farben, die er noch durch Goldschmuck und durch Besatz und Fütterung von kostbarem weißen und bunten Rauchwerk erhöhte. Die grauen und gebrochenen Farben überließ und gebot er sogar den niederen Ständen. Was man von der Beinbekleidung sah, waren farbige, oft mit Gold reichgeschmückte Schuhe, die den ganzen Fuß bedeckten, und tricotartig eng anliegende Beinkleider, die, zwei langen Strümpfen gleich, von der Fußspitze bis zum Gürtel hinaufreichten.

So war in den Grundzügen die Tracht des Ritters an gewöhnlichen wie an festlichen Tagen, eine Tracht, die durch Farbe, Schmuck und Form auf Pracht, Würde und Schönheit zugleich Anspruch erheben konnte. Sie leuchtete in Farben, zeigte den Wuchs und entbehrte doch nicht des Faltenwurfs.

Die Rüstung legte der Ritter nur an, wenn er sie brauchte. Sofort nach geschehenem Gebrauch oder wenn er auf einem Kriegszuge Abends Einkehr hielt, legte er sie ab, reinigte sich von Staub und Rost und zog die gewöhnliche Kleidung an, die er immer in der Gesellschaft trug. Auch in der Kriegstracht zeigte er seine Lust zu farbiger, phantastischer Pracht. Die eigentliche Wehre zwar bildete das geflochtene, aus Ringen künstlich

zusammengefügte Eisengewand, welches als Kettenhemd den ganzen Körper bedeckte und selbst zum Schirme des Hauptes eine gleiche Kapuze und auch ähnliche Handschuhe hatte; gleiche Hosen hüllen strumpfähnlich Füße und Beine ein, während Hals und Schultern zu mehrerem Schutz noch eine besondere Halsberge oder Ringkragen hatten. Während unter den eisernen Ringen zum Schutz des Körpers noch dickgesteppte Kleidung sich befand, lag aber darüber lang und weit und flatternd noch ein prachtvoller Waffenrock, der in Farben leuchtete und mit den Zeichen und Bildern des ritterlichen Wappens, oft von der Hand der geliebten Dame gestickt, über und über bedeckt war. Desgleichen zeigten Schild und Helm Farben und Zeichen, und über dem Helm ragte noch das Wappenbild frei in die Luft empor, sei es nun, daß es ein Thier vorstellte, Löwen oder Adler oder Greif, oder einen Pfauenschweif, eine Harfe, einen Mohrenkopf, oder was es immer sein mochte. Denken wir uns nun diesen vollgerüsteten Ritter auf hohem Roß, das ingleichen ganz von der bildergeschmückten, reichgestickten Decke verhüllt war, den Schild am Arm, die Lanze mit wehendem Fähnlein in der Hand, so werden wir nicht verkennen, wie diese prangende Erscheinung ganz anders der ritterlichen Herrlichkeit entspricht, als jene späte, durch und durch unschöne eiserne Krebsgestalt, in die sich der verkommene Ritter aus Furcht vor Pulver und Blei versteckte.

Drittes Kapitel.

Die Frau.

Ehe wir sehen, welche hinreißende, welche begeisternde wie bethörende Gewalt die Frau in dieser Periode über den Mann übte, müssen wir sie selbst kennen lernen, um aus ihrer Eigenart, ihrer Bildung und ihrem Aeußern ihre Herrschaft begreiflich finden zu können. Allerdings trug der Mann die entgegenkommende Neigung zu dieser Art Unterwürfigkeit und Huldigung in sich; es war die Atmosphäre der Zeit, wie er sie durch Lehre und Leben in sich sog, die ihn zur schwärmerischen Liebe entzündbar machte: aber der Zündstoff würde nicht in Flammen gesetzt sein, wenn nicht das Weib selbst, wie es ihm entgegentrat, den Funken hineingeworfen, wenn es nicht solcher Liebe und Hingebung sich werth gezeigt, nicht den Thron, auf den es gesetzt wurde, mit vollem Rechte eingenommen und mit Würde ausgefüllt hätte.

Es ist diese gesellschaftliche Herrschaft der Frau um so bedeutsamer und spricht um so mehr für ihren eigenen Werth, als sie dieselbe trotz ihrer rechtlichen Stellung erlangte. Danach war von Alters her das Weib immerdar unmündig und

des Schutzes bedürftig. Auch jetzt trat sie durchaus nicht aus dieser rechtlichen Unfreiheit und Bevormundung heraus: sie blieb in dieser Beziehung, was sie war und wie sie es war. Sie blieb vollkommen in ihrer Sphäre: sie mischte sich nicht in die Politik oder leitete Staatsgeschäfte, wie so manche Frauen der vorausgegangenen Periode gethan hatten, sie trat weder in der Kunst, noch in der Wissenschaft, noch in der Poesie mit schaffender Thätigkeit auf. Und dennoch beherrschte sie mit ihrem Geiste, wenn nicht die Politik, so doch den Staatsmann und den Krieger, den Kirchenfürsten und den Mönch, sie beherrschte die Gesellschaft und alle Zweige der Cultur.

Ursache und Geheimniß dieser Herrschaft ist eben das, daß die Frau mit der vollen, edlen Weiblichkeit ganz und voll in das Leben eintrat, daß sie sich des Reiches bemächtigte, welches ihr rechtmäßiges Eigen war, der Gemüthswelt, aber ganz und gar, und einzig nur dieser. Als Herrin über die Gemüther, als Pflegerin des Gemüths brachte sie die Poesie in das Leben und in die Kunst jenen hohen Schwung, jene oben angedeutete, schwärmerisch-ideale oder weibliche Richtung, die beim Beschauenden und Empfindenden wieder auf die Stimmung des Gemüths zurückwirkt.

Zu dieser ihr eigenen, ihrer Wesenheit entsprechenden Stellung, die heute noch das Glück und das Heil der modernen Gesellschaft ausmacht, wonach sie die eine Hälfte des menschlichen Lebens, das Gemüth und die Häuslichkeit, auf sich nimmt, pflegt und vertritt, zu dieser Stellung hat erst das Ritterthum die Frau erhoben. Wohl hatte die ursprüngliche germanische Welt eine gewisse Achtung vor der einzelnen Frau, selbst Ehrfurcht, aber dem Geschlecht versagte sie die Stellung. Und noch weniger war es das Christenthum, wie es Anfangs in Deutschland auftrat, welches ihre Eigenart anerkannte, denn die priesterliche Beschränktheit jener frühen Zeiten betrachtete das Weib durch Eva's Verführung für niedriger stehend, als den Mann. Darum hatte sie auch durchgesetzt, daß im alten Recht das Wehrgeld für die Frau, die Buße für ihre Kränkung oder Tödtung, auf die halbe Summe des Man-

nes herabgedrückt wurde, während die heidnische Zeit in richtigem Gefühl der weiblichen Schwäche und Schutzlosigkeit das Wehrgeld mindestens dem Manne gleich oder höher angenommen hatte. In jener Periode endlich, welche der der Frauenherrschaft und des Rittertums zunächst voraufgeht, scheint das Weib seine Stellung und sein Recht noch nicht finden zu können; der Mann und Mannesthaten, Staat und Krieg erheben die ersten Anforderungen, das Haus dagegen, seine Sitte und seine Tugenden sind noch nicht zur Entwicklung gekommen. Die Frau fand keine Stätte, sich in der Tiefe und dem Reichthum der Weiblichkeit zu zeigen, und wo sie sich zur Geltung brachte, da geschah es durch männliche Eigenschaften und männliche Talente. Diese Stätte aber fand sich eben jetzt, wo die veränderten Verhältnisse, wie wir bereits gesehen haben, dem geselligen Leben und mit ihm der Häuslichkeit eine andere und höhere Bedeutung verschafft hatten.

Der Umschwung der Dinge hatte veranlaßt, daß die Vereinsamung des Adels auf seinen Gehöften, insbesondere aber der Frauen, die dem Manne nicht auf seinen Kriegszügen oder staatsgeschäftlichen Reisen folgen konnten, weit weniger gefühlt wurde. Der größere und lebhaftere Verkehr auf den überall sich erhebenden Burgen, der häufige Besuch von ritterlichen Leuten und allerlei fahrendem Künstlervolk, das neue Zeitung und erwünschte Unterhaltung mit sich brachte, die erleichterte Verbindung mit den Standesgenossen der Nachbarschaft, zahlreiche gemeinsame Feste, dazu der erweiterte Kreis der Gedanken und des Wissens, all das zusammen förderte die Erziehung und Bildung der jungen Dame für das gesellige Haus, für die Welt. Wie die Erziehung nunmehr war, mußte sie ein anderes Resultat erzielen, als in der vorhergehenden Periode, wo das junge Fräulein, mit einigem Latein und einiger Kenntniß der biblischen Geschichten, vielleicht auch mit etwas Musik ausgestattet, aus dem Frauenkloster trat, um im elterlichen Hause meistens wieder zu verschwinden.

Die Erziehung fand nunmehr zunächst bei den Eltern auf

der Burg oder dem Gehöfte, und sodann, falls die zu Erziehenden nicht Fürstentöchter waren, am Hofe eines befreundeten vornehmeren Herrn statt. Und keineswegs hatte das Mädchen dabei in jener Zurückgezogenheit zu leben, wie wir aus Chriemhildens Lage am burgundischen Hofe ihrer Brüder schließen möchten, die Siegfried erst nach langem Harren und Mühen nur zu sehen bekam. Dies ist noch ein Zug aus der ältern, vorritterlichen Zeit, deren das Nibelungenlied so viele an sich trägt. Sobald ihr Alter und ihre Reife sie befähigte, nahm die junge Dame auch in mannichfacher Weise an der Gesellschaft Theil. Die erste Erziehung war der des Knaben entsprechend. Die Mutter behielt das Mädchen, unterrichtete es selbst und ließ es unterrichten in den Lehren der Frömmigkeit, sowie in weiblichen Handarbeiten. Gewöhnlich aber behielt sie die Tochter länger bei sich, als den Knaben, der mit sieben Jahren schon als Edelknabe in fremden Dienst und fremde Zucht trat. Doch konnte auch die Tochter ebenso früh das elterliche Haus verlassen, denn in vornehmeren, gräflichen oder fürstlichen Familien war es Sitte, daß die Töchter nicht allein erzogen wurden, sondern in Gesellschaft einer großen Anzahl von Gespielinnen, die aus dem angehörigen und befreundeten Adel genommen wurden. Sie bewohnten dann zusammen einen besonderen Theil des Hauses, waren einer gemeinsamen Hofmeisterin untergeben und erhielten sonst noch Lehrer und Lehrerinnen. War es nicht auf diese Weise geschehen, so waren die Eltern später bemüht, die mehr erwachsene Tochter als Gesellschafterin an den Hof einer vornehmeren Dame zu bringen, damit sie hier die Erziehung vollende, die geselligen Talente ausbilde, denn auch hier ging der Unterricht, namentlich in Musik und Gesang, fort, damit sie zugleich die feine, höfische Sitte lerne und sich an den Verkehr der Welt gewöhne.

Was das junge Fräulein zuerst lernte, waren die Geschicklichkeiten, deren sie im Hause bedurfte. Das Spinnen, zu dem selbst die Töchter Karl's des Großen mit besonderem Eifer angehalten wurden, war aus der Urzeit überliefert und wurde

auch jetzt von den Töchtern eines gewöhnlichen ritterlichen Hauses keineswegs vernachlässigt, wenn auch auf jenen Burgen, wo höhere Geselligkeit herrschte, wenig Gelegenheit zur Ausübung war. Dagegen wurde die feinere weibliche Handarbeit auf das Fleißigste geübt. Im Sticken, was die Geschicklichkeit wie die Großartigkeit der Arbeiten betrifft, hat es keine Zeit den Damen unserer Periode zuvorgethan, und die glänzendsten Proben davon, die uns noch bis heute erhalten sind, zeugen von ihrem Fleiße und ihrer Kunstfertigkeit. Wie sehr es Standessache war, erkennen wir aus einer Erzählung, worin eine Königstochter, die der Zufall des Abenteuers in eine Mühle verschlagen hat und die hier in dürftigem Gewande sticht, doch an ihrer schönen Arbeit als eine Dame vornehmen Standes erkannt wird. Für die Kirche, die eine große Vorliebe für gestickte Prachtstoffe hatte und deren für den Altar, für den Leib der Priester, als Rücklaken an Wänden und Stühlen und so ferner bedurfte, sorgten vor Allen die Nonnen, aber auch manches schöne Geschenk dieser Art kam aus weltlicher Damenhand. Aber die Ritter zeigten nicht minder Lust und Belieben danach, nicht nur um sich damit zu schmücken, sondern auch weil, was sie erhielten, zugleich als Zeichen der Gunst zu betrachten war. Da gab es denn reich mit Perlen, Seide und Goldfäden gestickte Schapel, Binden und Hauben, desgleichen Gürtel, Handschuhe, Schuhe und andere Kleidungsstücke, Wappenröcke in den Farben und Zeichen des Wappens, und ebenso Fähnlein für die Lanze und ganze Decken über das Pferd, die denn auch wohl ein A und ein M, d. h. Amor, oder sonst andere sinnbedeutende Buchstaben trugen. Zu jeglichem Turnier wenigstens hatte die Dame ihrem Ritter, der für ihren Namen kämpfte, ein solches Dankzeichen mitzugeben, oder er erhielt es als Preis nach Beendigung desselben. Auch die ritterliche Wohnung mit ihren nackten Wänden und harten, einfachen Möbeln verlangte sehr zur Verschönerung und Erwärmung nach solcher Ausstattung, sei es als Wandlaken, als Thür- und Fenstervorhänge, sei es als Decken und Kissen. So gab es

für das ganze Leben Veranlassung, die Thätigkeit der Damen in dieser Beziehung zu wecken und rege zu halten.

Weniger anmuthig, aber fast nützlicher noch war eine andere Beschäftigung, die den Damen zufiel. Sie hatten nicht blos für ihre eigene Garderobe zu sorgen, sondern auch für die der Herren und ihrer Knappen selbst, wenn es eine besondere Gelegenheit galt. So sehen wir Siegfried's Mutter, die Königin, und Chriemhild, die Königstochter, mit großer Schaar von dienenden Mädchen wochenlang geschäftig, ihre Angehörigen und deren Gefolge mit reichen Gewändern zur festlichen Ritterfahrt auszustatten. Auch hierzu erhielten die Damen in ihrer Jugend die nöthige Anleitung.

Wir sehen, die sorgende und waltende Hausfrau findet in der Erziehung ihre volle Berücksichtigung, nicht minder aber die gesellige Dame, die Bildung des Geistes und Gemüthes. Wir haben oben erzählt, wie es beim Ritter fast zur Ausnahme gehörte, wenn er schreiben und lesen konnte, wie selbst die bedeutendsten Dichter sich nicht immer dieser Künste zu rühmen hatten. Ganz im Gegentheil müssen wir solchen Mangel bei den Damen viel eher als die Ausnahme betrachten. Um nur ein Beispiel anzuführen, so liest jene hohe Dame, an welche Ulrich von Liechtenstein seine Liebe richtet, seine Lieder wie seine Briefe ohne Weiteres und ohne Bemerkung und setzt sich sofort hin, sie schriftlich zu beantworten. Es waren die Damen auch ganz vorzüglich Diejenigen, welche in Gesellschaften oder am Kamin in der winterlichen Einsamkeit der Familie die neuen Lieder, die romantischen Erzählungen, die Sagen und Geschichten vorzulesen hatten. Sie selbst hatten in ihrem Zimmer, in der Kemenate, die Liederbücher und andere Werke der Dichter liegen, mit denen sie, wie wir weiter unten sehen werden, vorzugsweise den geistigen Verkehr bildeten. Sie zeigen sich überall nach dem Standpunkt der Zeit, was wir nennen würden, litterarisch gebildet; sie waren sowohl die bewundernden und genießenden Leser wie die competentesten Richter. Daß sie aber selbst gedichtet hätten, wie es von der Isolde im Tristan wenig-

stens heißt, gehört zu den allerseltensten und in Deutschland kaum vorgekommenen Ausnahmen; natürlich, da sie selbst eben der Gegenstand aller Dichtung waren und sie sich demnach selbst hätten besingen müssen. Nur Genuß und Bildung zogen sie aus dieser Litteratur, freilich für Herz und Moral nicht immer die beste, denn die rechte Minne war nicht überall die gefeierte und die Sagen des britannischen Kreises zumal waren durchaus sittenlos und meist nur Aneinanderhäufung von Abenteuern.

Den Unterricht im Lesen und Schreiben und in dem Wissenswürdigen, was sie sonst aus Büchern zu lernen hatten, insbesondere in den biblischen Geschichten und Legenden, erhielten die jungen Damen gewöhnlich zuerst von einem Geistlichen; später kam dann häufig noch der Unterricht der fahrenden Künstler, der Sänger und Dichter, hinzu, die ihren Sinn auf die schöne Litteratur wandten, und das Bedürfniß des Lebens und der Gesellschaft vollendeten diese Seite der Bildung. In Gestalt eines solchen wandernden Künstlers wird Tristan in Dublin zur Isolde gerufen, ihre Ausbildung sowohl in Gegenständen des Wissens wie auch in Sprachen, im Singen und Musiciren weiter zu bringen, als es der heimische Geistliche, von dem sie den Unterricht bis dahin genossen, vermocht hatte.

Also auch in fremden Sprachen mögen diese Künstler die jungen Damen unterwiesen haben, wenn anders dieselben Neigung zeigten und jene Kenntniß davon hatten. Im Ganzen mag es daher zu den Ausnahmen gehört haben, obwohl das Eine wie das Andere für einzelne Fälle durch Zeugnisse bestätigt wird. Aber Gesang und Instrumentalmusik waren nothwendige Erfordernisse, und für dieses Bedürfniß konnten die fahrenden Sänger, die oft ritterlichen Standes waren, in hinlänglicher Zahl und mit ausreichender Geschicklichkeit einstehen. Durch diese Talente mußten die jungen Damen zur Unterhaltung der Gäste beitragen. Selbst Isolde, wie sie durch Tristan's Unterricht zu ganz besonderer Vollendung im Gesang und im Spiel verschiedener Instrumente gekommen ist, wird von ihrem königlichen Vater in Anspruch genommen, sowohl zu seinem

eigenen Vergnügen, wie zur Ergötzung der fremden Ritterschaft, die an seinen Hof kam.

„Und Alles, das ihr war bekannt,
Höfischer Künste und schöner Sitt',
Da kürzte sie ihm die Stunden mit,
Und mit ihm manchem an der Stätte.
Was Freude sie dem Vater thäte,
Das erfreuete sie alle gleich,
Arme und Reich,
Sie hatten an ihr, beide,
Eine selige Augenweide,
Der Ohren und des Herzens Lust.
Außen und innerhalb der Brust,
Da war ihr Lust gemeine;
Die süße Zsod, die reine,
Sie sang ihnen, sie schrieb und las ...."

und dann wird weiter erzählt von ihren verschiedenen musikalischen Künsten:

„Der konnte sie außer Maßen viel;
Ihr Leier- und ihr Harfenspiel
Schlug sie zu beiden Wenden
Mit hermelinblanken Händen
Zu löblichem Preise u. s. w."

Die Instrumente, welche die jungen Damen zu lernen hatten, waren Saiteninstrumente, sowohl solche, die geschlagen oder gegriffen werden, wie die Leier, die Harfe, als auch solcher Art, die man mit dem Bogen streicht. Die Fidel oder Geige wird häufig als Instrument der Damen erwähnt. So heißt es unter Anderm beim Reimchronisten Ottokar von der „Buhle" König Wenzel's II. von Böhmen, der schönen Agnes, daß sie „fideln und singen" konnte. Gesang war gewöhnliche Begleitung zur Instrumentalmusik, und die Damen mußten ebenfalls darin geübt sein. Ihre musikalische Ausbildung war für sie ein Gegenstand der Eitelkeit geworden, und sie ließen sich ebenso nöthigen und bitten, wie heutzutage, was aber keineswegs von den höfischen Anstandslehrern gebilligt wurde: sie sollten nicht zu viel singen, weil das den Gesang entwerthe, sie

sollten aber auch nicht hoffährtig damit thun, denn es mache sie unbeliebt. Neue Musikalien, Lieder wie Melodien, brachten ihnen die fahrenden Sänger zu, sowohl eigene Compositionen wie fremde.

Fernere Unterweisung erhielten die Damen in der Tugend der Milde, d. i. der Freigebigkeit, sowie im Anstand, in der höfischen Sitte. Man sollte erwarten, daß hier der Aufenthalt als Gesellschaftsdame am Hofe selbst, der Verkehr mit der feinen Welt hinlänglich Anleitung und Uebung gegeben hätte, und so mag es meistens in der That gewesen sein, aber es wird außerdem noch besonderer Unterricht ausdrücklich erwähnt. Auch hier erscheinen die fahrenden Künstler, wenigstens die Sänger und Dichter, wieder als Lehrmeister, eine Classe von Menschen, die zwar zum größeren Theil ebenso wenig werth waren, wie sie gering geschätzt wurden, die aber doch bessere und sehr geachtete Mitglieder zählte, welche zugleich durch die Erfahrungen ihrer Reisen, durch ihren innigen Verkehr mit großen und kleinen Höfen am besten wissen mußten, was Brauch und höfische Sitte war und was der feine Anstand auch von einer Dame verlangte.

Die Freigebigkeit war eine besonders ritterliche Tugend und durch die Regeln der Genossenschaft ausdrücklich vorgeschrieben. „Königshand muß löcherig sein", sagte Saladin, aber in bescheidnerem Maßstabe war die Freigebigkeit ebenso jedem Ritter zur Pflicht gemacht. Viele waren, die darauf warteten und Ansprüche erhoben, die selbst davon lebten, vor Allen aber die fahrenden Leute, deren Dank wieder darin bestand, daß sie, wohin sie kamen, in Lied und Erzählung das Lob der gern gebenden Hand verkündeten. An den Höfen sollten die Geschenke zwar vorzugsweise durch die Hand der Damen gehen — es war ihre angenehmste Pflicht —, aber diese edle Tugend zeigte sich bei den ritterlichen Frauen, echter Weiblichkeit gemäß, vielmehr als Barmherzigkeit. So nahm die Aeußerung ihres religiösen Lebens zugleich eine praktische Richtung an, obwohl sie ihren Vorschriften gemäß immerdar die Gewohnheit

hatten, jeden Morgen zuerst eine Messe zu hören. Die hohe Dame pflegte gemeinsam mit ihren Gesellschafterinnen zur Messe zu gehen und sodann noch in einsamer Zurückgezogenheit sich mit Gebetsübungen, d. h. mit dem Lesen der vorgeschriebenen Gebete, zu beschäftigen.

Weit inniger jedoch drückte sie ihre religiösen Empfindungen durch die Werke der Barmherzigkeit aus. Vor dem Burgthor oder dem Palast war der Sammelplatz der Armen, der Kranken und Gebrechlichen, und die Burgfrau kam alltäglich oder schickte ihre Dienerinnen mit Speisen und Getränken, mit Geld und Kleidern. Es ist allbekannt, mit welcher heiligen Sorgfalt die fromme Landgräfin Elisabeth von Thüringen diese Pflicht erfüllte, wenn auch die dabei vorgekommenen Wunder, die Verwandlung der Speisen in Rosen bei der Nachforschung ihres Gemahls, schon deshalb in das Reich nachdichtender Erfindung zu setzen sind, weil eben ihr Gemahl vollständig mit ihrem frommen Thun einverstanden war. Auch vor der Burg jener hohen Dame, welcher Ulrich von Liechtenstein sein ritterliches Liebesleben widmete, sammelten sich die Armen, die Kranken, die gefürchteten Aussätzigen selbst, und erhielten ihre Gaben. Gleich dem Lobe der heiligen Elisabeth lautet, was der Geschichtschreiber Arnold von Lübeck von der Gemahlin Heinrich's des Löwen, Mathilde, erzählt, einer Dame, die wir noch wieder im Verkehr mit den Dichtern antreffen werden: „Sie, die Tochter des Königs von England, gab ihrer hohen Geburt die Weihe frommer Werke, und den Thaten der Menschenliebe sich widmend, verherrlichte sie diese durch den Schmuck der Religion. Denn sie besaß die höchste Frömmigkeit, fühlte mit Bedrängten auf bewundernswürdige Weise Mitleid, spendete Almosen mit freigebiger Hand, war eifrig im Gebet und eine höchst andächtige Besucherin der Messe, die sie in großer Menge lesen ließ. Die eheliche Treue bewahrte sie rein."

Was Sitte und Wohlanständigkeit von einer edlen Frau fordern, ist eigentlich zu allen Zeiten dasselbe und wechselt selbst

nicht einmal viel in den äußeren Formen. Da indessen die ritterliche Zeit solche Regeln in Worte gefaßt und mehrfach in Dichtungen zusammengestellt hat, so wollen wir wenigstens zu ihrer Charakterisirung einige Züge daraus anführen. Das Bedeutendste für Deutschland ist das, was Thomas von Zerclaria in seinem ausführlichen Lehrgedicht, „der welsche Gast", giebt und sodann, was sich in der „Winsbekin", dem Seitenstück des oben erwähnten Winsbeken, findet. Außerdem hat man in den Zeiten des Verfalls der höfischen Sitte mehrfach ihre einzelnen Vorschriften, z. B. in Bezug auf das Benehmen bei Tisch, festzuhalten gesucht. Dahin gehört auch die „Hofzucht" des Tannhäusers, die offenbar schon in einer Zeit des Verfalls entstanden ist.

Die Grundlage aller höfischen Sitte ist echte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit oder die „Maße". Des Weibes Schönheit ist verloren, wenn sie nicht mit der „Krone der Zucht" geziert ist, Zucht ebensowohl im moralischen Sinne genommen, wie im äußerlichen als Wohlgezogenheit und anstandsvolles Betragen. Die edle Frau muß zur Schönheit „gute Geberde, schöne Rede und ein keusches Gemüth" haben; ohne Tugend ist sie nur vergoldetes Kupfer. Die feine Sitte, die sie zu Hofe zeigen muß, soll sie auch zu Hause üben, denn „Zucht und Höfischkeit", wenn sie auch nicht von der Gewohnheit kommen, wie der „welsche Gast" meint, so müssen sie doch so natürlich und absichtslos erscheinen, wie was zur Gewohnheit, zur Natur geworden ist. Wenn fremde Gäste in das Haus kommen, so soll sich die Frau nicht in ihrer Kemenate verschließen, was eine sehr tadelnswerthe Sitte sei, sondern mit Freundlichkeit und Ehrbezeigung sie empfangen und unterhalten. Die jungen Damen, heißt es im Titurel, sollen sich wohl „bei Freuden finden lassen". Eine edle Magd lebe fröhlich zu allen Zeiten, damit sie Freude gebe und Unfreude bekämpfe und vertreibe. Viel Lachen zwar geziemet nicht, denn Lachen ist der Thoren Spiel, auch nicht laute und vordringliche Rede für die edle Jungfrau, dagegen

sollen Damen von hoher Geburt auch so an Kenntnissen und Bildung wohl erzogen sein, daß sie stets mit Rede und Antwort bereit sind und nicht in Verlegenheit erröthen, wenn sie eine Frage trifft; solche Scham geziemt der höfischen Sitte nicht.

Eine Dame, die öffentlich erschien, hatte sich so in die Kleidung zu hüllen, daß nichts unverdeckt blieb, was zu verdecken war. Sie hatte den Mantel umgelegt und zwei Finger der einen Hand über die Schnur geschlagen, welche seine beiden Seiten über der Brust zusammenhielt, während sie mit der andern diese Seiten weiter unten faßte und in die Höhe nahm, daß sie nicht auf dem Boden schleppten. Die Füße waren gänzlich verdeckt unter dem Kleide. So wandelte sie ruhig und schwebend dahin, nicht mit festem Auftritt, weder mit zu großen noch zu kurzen Schritten, daß sie nicht ausschreitend noch trippelnd erschiene. Wer grüßte, dem erwiderte sie sanft und mit Züchten seinen Gruß, die ältere Dame wohl mit freundlichem Wort, die jüngere schweigend, nur mit leiser Verneigung. Um sich oder hinter sich sah sie nicht; sie richtete das Auge vor sich hin oder wendete es eben nur langsam zur Seite, als ob sie es „weiden" ließe, wie es von Isolde heißt:

„Sie ließ ihre Augen umgehn,
Wie der Falk auf dem Aste;
Weder zu linde noch zu faste,
Hatten sie beide ihre Weide.
Sie weideten beide
So eben und leise,
Und in so süßer Weise,
Daß da wenig Augen was,
Denen waren die zwei Spiegelglas,
Ein Wunder und eine Wonne."

Die Winsbekin warnt ihre Tochter: ‚Schieß wilder Blicke nicht zu viel, wo lose Merker bei dir sind," und auf die Frage der Tochter, was denn wilde Blicke seien, setzt sie hinzu: „Wenn ein Weib, statt vor sich zu sehen, die Augen fliegen läßt, als ob sie unstäten Sinn habe, und das ohne Maß;" man müsse die Augen zwingen, denn die Melder merkten es sofort und

brächten schlimmen Ruf. Nicht den Preis der Zucht, meint denn auch die Tochter, trage die Frau davon, die ihre Augen wie einen Ball auf und nieder hebe und viel darunter lache; so thue eine Jungfrau, die ohne Furcht erzogen sei.

Der Anstand verbot auch der Dame, allein zu erscheinen. War sie von hohem Rang und Herrin von Burg oder Palast, so hatte sie stets eine Anzahl jüngerer Damen zu ihrer Gesellschaft und der Gäste Unterhaltung bei sich. Sie hatte dafür die Pflicht ihrer höfischen Erziehung und Ausbildung, für die sie, wie wir bereits gesehen haben, durch Lehrer und Lehrerinnen sorgte. Sie halfen ihr auch über die Einsamkeit hinweg, wenn der Gemahl auf Kriegszügen abwesend war oder der Winter den Verkehr mit Nachbarn und Fremden sperrte, und gingen ihr in der Aufsicht, Leitung und Anordnung des großen Hauswesens zur Hand. Je größer die Zahl dieser Fräulein, je ansehnlicher der Hofstaat. Die hohen Frauen der Rittergedichte erscheinen nicht selten mit hundert Fräulein. Die Landgräfin Sophie von Thüringen, deren vielbesuchten Hof wir noch näher kennen lernen werden, hielt vierzig Gesellschaftsdamen aus dem thüringischen und fränkischen Adel. Diese, oder wenigstens ein Theil derselben, bildeten ihre stete Begleitung, sowohl wenn sie aus den Frauengemächern zur Gesellschaft der Herren in den „Palas" kam, als auch, wenn sie die Messe hörte, wenn sie spazieren ging oder ritt, auf der Jagd wie auf Reisen. Auch wenn die Dame einen fremden Herrn bei sich in der Kemenate empfing, sollte sie des guten Rufes wegen einige Gesellschafterinnen bei sich haben. So war jene schon erwähnte Fürstin, der Ulrich von Liechtenstein seinen Dienst gewidmet hatte, doch in Gesellschaft von acht ihrer Fräulein, als sie den Ritter heimlich auf unerlaubtem Wege zu sich gelassen hatte. Der Ruf verlangte selbst, daß die Dame nicht längere Zeit mit einem Ritter allein spräche; es sollte wenigstens ein zweiter dabei sein, wenn die gewöhnliche Begleitung fern war.

Die wenigen Züge, die wir aus der Anstandslehre ange-

führt haben, lassen uns mindestens erkennen, daß die Anforderungen, welche die höfische Zeit an das Betragen und Benehmen der ritterlichen Dame machte, vollständig die einer hohen Stufe der Civilisation und eines ebenso feinen wie wahren Gefühls sind. Die Galanterie, soweit sie hierauf ruht, d. h. der gesellige Verkehr der Geschlechter, oder die Curtoisie, wie man schon damals für höfische Sitte mit Hinweisung auf den französischen Ursprung sagte, ist noch fern von aller Ziererei, Affectirtheit und künstlich erzwungener Steifheit. Wenn die Freiheit, die dem Verkehr erlaubt ist, gemessen erscheint und sich wohl schon an Formen bindet, so ist die Ursache davon weder Prüderie noch die Absicht, durch die Sitte den Schein der verschwundenen Sittlichkeit festzuhalten. Die Sittlichkeit verschwand bald, aber sie war noch nicht verschwunden. Die Ursache ist in nichts Anderem zu suchen, als in der erhöhten Civilisation, in dem verfeinerten Gefühl, welches einerseits die Freiheit des Benehmens verlangt, die im Bewußtsein der Sittlichkeit ruhende Freiheit, andrerseits aber auch feste Schranken gebietet, die der scheue Fuß kaum berühren, viel weniger überschreiten darf. Auf der sichern, natürlich und vollkommen frei erscheinenden Bewegung innerhalb dieser Grenzen ruht die Anmuth des Weibes in ihrem geselligen Benehmen. Diese Anmuth, und sie übte sicherlich einen Hauptreiz, einen unwiderstehlichen, auf den Mann — diese Anmuth müssen wir der ritterlichen Dame im zwölften und theilweise im dreizehnten Jahrhundert zuschreiben. Wenn wir es nicht Allem, was wir lesen und erfahren, entnehmen könnten, wir vermöchten es den erhaltenen bildlichen Darstellungen in den Miniaturen abzusehen, aus deren künstlerischer Unbeholfenheit die Weiche, die Natürlichkeit, die Anmuth der weiblichen Bewegungen und Manieren trotzdem unleugbar in die Augen springt. Nur die Wahrheit der Originale, das unbewußte Einschleichen der umgebenden natürlichen Modelle ließ hier den Künstler mehr leisten und mehr zeigen, als er eigentlich vermochte.

Zu dieser Anmuth der Manieren gesellte sich eine andere,

die nothwendige Ergänzung zu jener, die Anmuth der äußeren weiblichen Erscheinung, sowohl was die Toilette des Körpers wie die der Kleidung betrifft. Es hat Zeiten gegeben, und es ist eigentlich seit dem Verfall der Periode, die wir schildern, immer so gewesen — es gab Zeiten, die weit mehr Ansprüche an die Pflege der Schönheit, an die Ausführung der Toilette machten, Zeiten, die die unsrige, wenn nicht an Geist, doch an Bildung, an Umfang der Kenntnisse, an Erweiterung des geistigen Horizonts, an der Summe der Bedürfnisse und Genüsse, somit im Allgemeinen an Cultur weit übertrafen. Dennoch müssen sie an der Grazie der menschlichen Erscheinung, d. h. des geselligen Menschen, insbesondere der Frau, fast ebensoweit hinter ihr zurückstehen, und es haben selbst die Perioden, welche vorzugsweise den Anspruch auf die vollendete Feinheit der Cultur erhoben, aus ihren Zeitgenossen nicht viel Anderes, als eine Caricatur des Menschen gemacht. Denken wir nur an die Allongeperrücke und den Reifrock. Diese Perioden kannten das edle Maß nicht; sie brachten die Künstlichkeit, das Raffinement hinzu; das Raffinement that zuviel und nahm die Freiheit, sowohl die des Körpers wie der Gewandung, und in der Unfreiheit, in der Gezwungenheit kann die Grazie nicht aufkommen. Die höfische Zeit dagegen traf im Aeußeren die edle „Maße", die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, zwischen der Freiheit und dem Zwange, was uns immerhin auch einen Rückschluß auf den innern Menschen, auf die ganze Gesellschaft erlaubt.

Daß die ritterliche Welt damals mit bewußter Absicht nach der Schönheit und Anmuth des Aeußeren strebte, geht aus ihrer geläuterten Aesthetik, aus ihren Urtheilen und ihren vielfachen Schilderungen der äußeren Gestalt hervor. Die Schönheitslehre war Stück für Stück durchdacht und die Dichter gefallen sich darin, an ihren Geliebten und ihren Heldinnen ebenso Stück für Stück ihre Schönheiten uns vorzuführen; die Besseren unter ihnen geben uns freilich statt solcher Additionsexempel lieber gleich die Summe der Schönheiten,

indem sie uns den vollen Eindruck in poetischer Weise fühlen und erkennen lassen. In dieser Art spricht das Nibelungenlied von Chriemhilden: sie gehe einher, wie das Morgenroth, das aus trüben Wolken breche, und ihr Anblick scheide Manchen von seiner Noth, der sie im Herzen trage und nun in Herrlichkeit stehen sehe. Oder wie es gleich darauf heißt:

„Wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
Und wie sein Schein so lauter aus den Wolken geht,
So stand sie ihm vergleichlich vor andern Frauen gut,
Darob ward wohl gehöhet gar manches Helden Muth."

Auch Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, wenn sie sich auf Einzelheiten der Schönheit einlassen, verfehlen doch nie, uns zugleich den Eindruck mitzutheilen. So schildert der Letztere die schlafende Jeschute:

„Entschlafen war die Fürstin werth,
Sie trug der Minne schärfstes Schwert:
Einen Mund durchleuchtig roth,
Verliebten Ritters Herzensnoth.
Während die Schöne schlief,
Der Mund ihr von einander lief:
Das schuf der Minne Glut und Feuer,
So lag das schöne Abentener" u. s. w.

Von andern Dichtern lernen wir ihre Vorstellungen von den einzelnen Theilen. Die ganze weibliche Figur sollte schlank sein und bei Fülle der Büste und „gedrollenen" Hüften die Seiten lang, die Taille schmal und fein, was Wolfram nicht ohne schalkhafte Ironie übertreibend so ausdrückt:

„Ihr wißt, wie Ameisen pflegen
Um die Mitte schmal zu sein,
Noch schlanker war das Mägdelein."

Von der Haut wird die höchste Weiße und Reinheit verlangt, und Alles wird herbeigesucht, womit sie nur verglichen werden kann: die Eine ist schwanweiß, die Andere lilienweiß, die Dritte elfenbein- oder hermelinweiß, die Weiße einer Vierten

schwärzt selbst den Schnee u. s. w. Leib, Arme, Hände, Hals Stirne, Alles mußte weiß sein, der Hals dann noch so fein und durchsichtig, daß man den rothen Wein durchscheinen sah, den eine schöne Dame trank.

„Ihr Kehl ist weißer denn der Schnee,
Wenn sie trinket den kühlen Wein,
So sieht man den lichten Schein
Durch ihre Kehle erdringen,
Davon mag Blut entspringen."

Nur die Wangen sollten rosig sein, frischblühend und gesund, „wie des Maien Thau bei weißen Lilien die rothen Rosen in des Morgens Frühe erfeuchtet." Roth natürlich wird auch von den Lippen gepriesen: roth und brennend wie ein glühender Karfunkel, röther denn die Rose oder als das Feuer. Roth sollen auch die Nägel sein und dabei so blank und glänzend, daß man sich darin spiegeln und sein Bild sehen mag. An Mitteln zur Erhaltung der Schönheit des Teints fehlte es auch nicht mehr; als das beste Mittel galt aber doch die Gesundheit und ihre Pflege durch Nahrung und Bäder. An gesunder, frischer Luft fehlte es ohnehin auf den hohen Burgen oder bei dem sommerlichen Leben im Freien nicht.

Der Kopf wird mehr aus den runden, vollen und weichen Zügen gedacht, wenigstens nach deutscher Ansicht; die Stirn offen und gewölbt, die Nase fein, gerade und nicht zu lang, das Kinn gerundet, die Wangen rundlich voll, doch „zart gedrenget", also nicht dick, dazu die Ohren klein und weiß, „bei schwarzem Haare stehend wie der Schnee beim Mohren", die Zähne schneeweiß, klein und in dichter Fügung. Mit feinem Gefühl für lebendigen Ausdruck sollten die Brauen und Wimpern dunkel sein, um sich aus der Helle des Gesichts und bei blonden Haaren merklich und bedeutend herauszuheben. Bei den Augen liebte man vor Allem jenen seelischen, träumerischen Ausdruck, der aus unergründlicher Tiefe zu kommen scheint und Gedanken einer andern Welt ahnen läßt. Wir mögen bei der ganzen Stimmung der Zeit auch leicht denken, daß ihr der

der schmachtende Blick mit der Hinneigung zum Sentimentalen, zur liebenden Hingebung vorzugsweise eigen war. Alle Miniaturen weltlicher Art und auch die heiligen Frauen auf denselben geben ihn in hohem Grade durch die Zeichnung zu erkennen. Im Gegensatz gegen die alte Zeit scheint damals die braune Farbe der Augen vor der blauen beliebt gewesen zu sein.

Dagegen behauptete sich der Ruhm des blonden Haares: goldglänzend, wie gesponnenes Gold, lockig, lang und von äußerster Feinheit, dem feinsten Gespinnste gleich, so sind die Anforderungen und die Vergleiche. An den Händen wollte man den vornehmen Stand erkennen: sie sollten „hovelich" oder höfisch sein, wir wir sagen aristokratisch, und man verlangte dazu nicht blos Weiße und zarte Pflege, sondern auch die schmale Gestalt mit langen, schlanken Fingern. Auch Arme und Füße sollten aristokratisch sein, jene nämlich von mäßig voller Rundung, weiß, weich und lang, diese klein und zierlich und von hoher, gebogener Form des Ristes, so daß sich darunter eine Höhlung bildete, worin sich wohl ein Zeisig verbergen könnte. Nehmen wir nun noch dazu den vollgerundeten Nacken, die plastische Gestalt der Büste, die weißen, kerzengeraden Beine, so hätten auch wir unsrerseits so ziemlich die Summe der weiblichen Schönheit gezogen, von der die ritterliche Zeit durch und durch erfüllt war.

Bei so ausgebreiteter und durchgebildeter Ansicht läßt es sich erwarten, daß der Schönheit des Aeußeren die volle gebührende Pflege und Sorgfalt zu Theil wurde. Schön sein konnten nicht alle Damen, nur eben diejenigen, welche die Natur mit ihren holden Gaben beschenkt hatte, aber Anmuth wie edle Würde, je nach dem Alter, konnten alle durch entsprechende Toilette gewinnen. Dazu war diese nach ihrer Beschaffenheit vollkommen angethan.

Die Dame des elften Jahrhunderts scheint noch in Bezug auf die Kleidung alles Reizes entbehrt zu haben. Die beiden Kleider, die sie trug, barbarische Abbilder der römischen weiblichen Tunica, das untere länger, das obere kürzer, hingen wie

schwere Säcke ohne alle Einziehung um die Hüften in gerader Linie von oben bis unten herab; die gleich weiten Aermel glichen Röhren, und der breite Goldbortenbesatz hinderte noch dazu, daß irgend Faltenbewegung in die Gewandung hineinkam. Die neue ritterliche Zeit behielt dieselben beiden Kleidungsstücke, aber sie änderte sie so um, daß sie in doppelter Weise damit Schönheit erreichte, indem sie die Körperformen zeigte und zugleich zum freien, fließenden Faltenwurf Spielraum bot.

Neben dem, wie es gewöhnlich heißt, „kleinen" Hemde von weißer Seide oder feiner Leinwand, das die Dame auf bloßem Leibe trug und damals noch meistens im Bette anbehielt (später schliefen sie öfter nackt), blieben die beiden Tuniken die Hauptkleidungsstücke. Wir wollen die untere den Rock, die obere das Kleid nennen. Die anständige Dame trug sie beide zusammen, und nur dem Bürgerstande oder dem weiblichen Personal des wandernden Künstlerthums genügte der Rock. Die hauptsächlichste gemeinsame Veränderung, die beide erlitten, bestand darin, daß sie um den Oberkörper eingezogen wurden, so daß sie sich von den Schultern herab bis auf die Hüften dem Wuchse völlig anschlossen und alle seine Schönheiten zur Erscheinung brachten. Nun erst konnte die von den Dichtern dieser Zeit viel gepriesene Taille zur Geltung kommen. Eitle Schönen verstärkten diese Enge, indem sie Rock und Kleid unter den Armen bis auf die Hüften herab auf- und ausschnitten und die Oeffnung durch Schnürsenkel fester wieder zusammenzogen. Nach unten aber gewannen die Kleider im Gegentheil größere Weite, sodaß sie sich in reichem Strome des Faltenwurfs über die Füße, die verdeckt bleiben mußten, herab ergossen; das obere Kleid war kürzer gehalten, so daß hier der Rock mit seinem Saum sichtbar wurde. Auch die Aermel erlitten entsprechende Veränderungen. Die des Rockes legten sich eng bis auf das Handgelenk an, so daß sich die volle Gestalt des Armes erkennen ließ. Auch die des Kleides waren eng, fast ebenso lang, jedoch im zwölften Jahrhundert öffneten

sie sich gegen die Handwurzel zu mit außerordentlicher Weite und fielen als Hängeärmel fast auf den Boden herab. Aber diese gerade nicht unschöne, doch lästige Tracht, die nur der gemessene Anstand der Bewegungen erträglich machte, verschwand bereits mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und seitdem blieb das Oberkleid ganz ohne Aermel und endigte mit den Schulteröffnungen.

Bei solchem Schnitt der Gewandung fand die Schönheit des Wuchses vollen Ausdruck, wie beim Gang die Falten in freie Bewegung geriethen. Die Enge um die Taille machte den Gürtel entbehrlich, dessen Gebrauch auch in der That sich zu dieser Zeit als ein sehr schwankender zeigt. Er war nur noch ein Schmuck mit feiner reichen Arbeit von Stickerei oder Goldverzierung. Auch die Beschuhung, da sie unsichtbar blieb, war von keiner Bedeutung, doch wurde, wie auf die Schönheit des Fußes, so auch auf den Schuh einiger Werth gelegt. Von feinem, farbigem Leder, auch wohl von Sammet und Seide und Goldstoff gearbeitet, umschloß er möglichst natürlich die ganze Form des Fußes und hatte vorn nur spitzzulaufende Gestalt. Die Schnabelschuhe gehören erst der nächsten Periode an.

Bei doppelten Kleidern gehörte der Mantel nur zur Vollendung des höchsten Staates, und wir finden ihn darum besonders häufig von fürstlichen Damen getragen. Er hatte ganz die Gestalt des männlichen, wie wir ihn oben beschrieben haben, sodaß auch wohl ein Austausch vorkommt und die Dame aus Galanterie ihren Mantel dem Ritter leiht; nur war er vielleicht noch weiter und wallender.

Die Stoffe zu den Kleidern waren nach der allgemeinen Sitte fast immer einfarbig, selten nur höchst einfach gemustert. Dennoch hatten die Damen Veranlassung genug, ihren Farbengeschmack zu zeigen, und es wird uns versichert, daß sie wählerisch waren und bei der Wahl ihrer Kleider selbst auf die Farbe ihrer Haare, ihrer Augen, ihres Teints Rücksicht nahmen. Kleider wie Mantel konnten von verschiedener Farbe sein, waren es auch wohl gewöhnlich, und hatten noch Pelzverbrämung

oder farbigen oder Goldbesatz, letzteren aber weit maßvoller, als in früheren Zeiten. Da nun zugleich das Oberkleid und der Mantel anderes Unterfutter, vielleicht auch Hermelin oder sonst ein buntes und edles Rauchwerk darunter hatten, und dieses durch die Art des Tragens sichtbar wurde, auch ein Kopfputz noch zur Mitwirkung hinzugezogen werden konnte, so standen der Dame allerdings eine ziemliche Anzahl Farben zu kunstreicher Harmonie zur Verfügung, und dies waren nach dem Geschmack jener Zeit die vollen, kräftigen und leuchtenden Farben.

Die Kleider gingen immer bis an den Hals hinauf, wo sie mit einem Saum endeten. Decolletirung gab es noch nicht, aber der Hals war völlig frei, soweit er nicht vom herüberwallenden Haar verdeckt wurde. Letzteres trugen die Damen durchgängig auf der Mitte der Stirn gescheitelt und sodann aufgelöst und frei, aber in wohlgeordneter, groß geschwungener Lockenfülle von allen Seiten ausgebreitet über die Schultern und den Rücken sich herabergießend. Das mögen wir wieder als ein Zeichen ihres freien, ungekünstelten Geschmackes betrachten. Auch die verheiratheten Damen trugen sich so, so lange sie noch auf Schönheit und Jugend Ansprüche erheben konnten. Um das Haar aus dem Gesichte zurückzuhalten, legte man, wie wir das schon bei den Herren gesehen haben, in gleicher Weise und auch von gleichen Formen das Schapel herum, ein einfaches Band, einen mehr oder minder geschmückten Goldreif, oder im Sommer und im Freien einen frischen Kranz von duftenden Rosen, oder von grünem, kühlendem Laub. Das Schapel trugen verheirathete Damen wie Jungfrauen, aber nur Erstere trugen das „Gebende", eine kleine, meist weiße, barettartige, oft mit Stickerei und Perlen und Edelsteinen verzierte Haube, die durch ein Kinnband festgehalten war. Das Haar in Zöpfe zu flechten, war damals mehr bürgerliche und ländliche Sitte. Aeltere Damen, insbesondere aber diejenigen, die schon auf die Lebenslust verzichteten, banden das Haar auf und hüllten es in ein breites, schleierartiges Kopf-

tuch: es gab ihnen die volle Würde der Matrone. Hüte, die damals auch schon getragen wurden, waren mehr bestimmt, im Freien, auf der Jagd, auf Reisen zum Schirme gegen Wetter und Sonne zu dienen. Mit Schmuck überlud man sich nicht. Außer dem Schapel und einer „Fürspange" an der Brust, sowie der Spange, welche den Mantel hielt, genügten ein oder zwei Armringe und ein einziges „Fingerlein", ein kleiner Ring, der wohl meist ein Andenken der Liebe war. Ohrgehänge galten für gemein. Aber Handschuhe — die elegantesten waren weiße — vervollständigten noch die Toilette der Dame, wenn sie außerhalb des Hauses erschien. Im Hause wurden sie nicht getragen. —

Nach alle diesem mögen wir nun nicht mehr zweifeln, daß für die ritterliche Dame alle Bedingungen vorhanden waren, um, was die Bildung des Geistes und Gemüths, was Manieren und den Reiz des Aeußeren betrifft — wir lassen die Sittlichkeit noch außer Frage — die höchste Stufe edler und vollendeter Weiblichkeit zu erreichen, soweit sie menschlicher Schwäche und Mangelhaftigkeit gestattet ist. Eine andere Frage aber ist es, ob sie auch diese bedingte Stufe erreicht hat. Vom Ideal natürlich sehen wir ab, und sodann müssen wir bedenken, daß wir es nur mit einem sehr kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft zu thun haben, nicht einmal mit dem vollständigen Adel, denn ein großer Theil des niederen Landadels, zumal Norddeutschlands, wird auf seinen Gehöften damals noch so gut wie gar keinen Antheil an der ritterlichen Bildung genommen haben. Wie stellt sich nun diesem kleinen Theil gegenüber die Antwort?

Es ist klar, daß die Frage mit dem Lobe einzelner Frauen, auch gesicherter historischer Persönlichkeiten, nicht beantwortet ist, so wenig als man ein Recht hat, aus einigen wenigen, allerdings sehr anstößigen Beispielen verderbter Sittlichkeit über die gesammte französische oder gar über die ganze ritterliche Frauenwelt den Stab zu brechen. Mehr Werth legen wir darauf, wenn Zeitgenossen das ganze Geschlecht loben, wie z. B. der

Dichter Heinrich von Rugge sagt, daß auf eine tadelnswerthe Frau vier gute kämen, oder wenn Walther von der Vogelweide, der wahrlich die höchsten Anforderungen an das Weib stellt, mit voller Begeisterung von den deutschen Frauen redet. Die beste Antwort in bejahendem Sinne, die beste Bestätigung von der Trefflichkeit und den Reizen der Frauen jener Zeit scheint uns die ganze Minnepoesie, ja das ganze Ritterthum zu sein, die mit allen Zungen das Lob des weiblichen Geschlechts predigen, deren Dasein selbst ein Beweis dafür ist. Hätte nicht die ritterliche Dame, wie sie war, solche enthusiastische Hingebung hervorzurufen vermocht, wie wäre sie denn entstanden? wie hätte sie einem ganzen Zeitalter den Charakter aufprägen können? Die Frau machte eben den Eindruck, und es ist eine allgemeine Wahrheit (unter den angegebenen Beschränkungen) für diese Periode, was Walther von der Vogelweide singt:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es ward nie Nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das ist gen solcher wonnetragenden Freude krank,
Wo man ein' schöne Frau sieht. Das kann trüben Muth erfeuchten
Und löschet alles Trauren zu derselben Stund',
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süßer, rother Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzensgrund."

Wir versagen es uns nicht, noch ein zweites Minnelied desselben Dichters zum Lobe der Frauen hinzuzufügen:

„So die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie gen der spielenden Sonnen,
An einem Maien an dem Morgen früh,
Und die kleinen Vögelein wohl singen
In der besten Weise, die sie können:
Welch' Wonne mag sich da vergleichen zu?
Es ist wohl halb im Himmelreiche!
Soll'n wir sprechen, was sich dem vergleiche,

So sage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan,
Und thäte auch noch, ersähe ich das.

Wo eine edle Fraue, schöne, reine,
Wohl gekleidet und auch wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höflich, hochgemuth und nicht alleine,
Um sich sehend ein wenig unter Stunden,
Gleichwie die Sonne gegen den Sternen steht —
Der Maie bring' uns all sein Wunder,
Was ist denn da so Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn
Und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohl denn, wollt ihr die Wahrheit schauen,
Geh'n wir zu des Maien Hochgezeite!
Der ist mit aller seiner Kraft gekommen.
Seht ihn an und sehet schöne Frauen,
Welches hier das andre überstreite?
Das beff're Spiel, ob ich das hab' genommen?
O weh, wer mich da wählen hieße,
Daß ich das eine oder andre ließe,
Wie rechte schnelle ich da köre!
Herr Mai, ihr müßtet Märze sein,
Eh' ich mein Fraue da verköre." —

Viertes Kapitel.

Der Ritter und die Frau.

„Todt ist der Mensch, dem der Genuß
Der Liebe nicht das Herz beseelt,
Ein Leben, dem die Liebe fehlt,
Gereicht der Welt nur zum Verdruß."

Wenn mit diesen Worten der Troubadour Bernart von Ventadour die Liebe als die beseelende Macht im Menschenherzen preist, was mußte sie dann erst für den Ritter sein! Sie nährte seine Jugend, sie bildete und erzog den Mann, sie begeisterte ihn zu Thaten, sie füllte sein Leben aus in Lust und Leid. Sie war eine Nothwendigkeit für den Ritter, sobald er nur die goldenen Sporen angelegt erhielt und mit dem Schwert umgürtet wurde, einerlei, ob er nur ein Roß und den Harnisch sein nannte und damit von Burg zu Burg, von Turnier zu Turnier zog, sich den Unterhalt zu verdienen, oder ob er auf dem ersten Thron der Christenheit saß. So singt selbst Kaiser Heinrich VI.:

„Mir sind die Reiche, die Lande unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin,
Und alsbald, wenn ich scheide von dann',
So ist mir all' mein Gewalt und mein Reichthum dahin."

Und weiter sagt er: „Eh' ich auf sie verzichte, eh' verzichte ich der Krone. Der sündigt, der nicht glauben will, daß ich manchen lieben Tag leben möchte, ob auch nimmer die Krone mehr auf mein Haupt käme, nur nicht ohne die Liebe. Verlöre ich sie, was hätte ich dann? In Acht und Bann läge mein bester Trost."

Wir haben schon gesehen, wie dem werdenden Ritter beständig der Frauendienst vor Augen steht, wie ihn gelehrt wird von früher Jugend an, daß dieses der Weg sei, auf dem Ehre, Ruhm und Tugend erlangt werden könne. Die Dichter sind dieser Auffassung der Minne und ihres Einflusses auf den Ritter voll. So heißt es bei Reinmar von Zweter:

„Die Minne lehrt die Frauen lieblich grüßen,
Die Minne lehrt der Sprüche viel der süßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Die Minne lehret, daß die Jugend
Kann ritterlich gebahren unterm Schilde."

Es ist aber durchaus die Anforderung Aller, wenigstens in Deutschland, daß die Frauen, denen der Ritter seinen Dienst widmen will, gute, reine, tugendhafte, edle Frauen seien.

„Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihn'n wohl soll sprechen und dienen zu aller Zeit,
Der Welt Hort mit wonniglichen Freuden liegt
An ihnen" ....

sagt Walther von der Vogelweide, und bestimmter heißt es in einem Liede Heinrich's von Morungen:

„Gerne soll ein Ritter ziehen
Sich zu guten Frau'n, so ist mein Rath,
Böse Weib', die soll man fliehen:
Thöricht ist, wer sich auf sie verlat,
Diese geben ihm nicht hohen Muth."

Und ebenso weiset der Winsbeke seinen Sohn nur zu den guten Frauen hin: „Sohn, willst Du Deinen Leib zieren, daß

ihn kein Ungefüge entstelle, so minne und ehre gute Frauen; ihre Tugend schafft uns die Sorge hinweg. Sie sind ein wonnetragender Stamm, von dem wir alle geboren sind, und der hat nicht Zucht noch rechte Scham, der das nicht an ihnen erkennet: er muß der Thoren einer sein und hätte er Salomonis Sinn. Sie sind der Welt ein brennendes Licht der Ehren und der Würdigkeit; kein weiser Mann widerstritt das je. Als Gott im Himmel die Engel schuf, gab er uns hier zu Engeln die guten Frauen."

Der Ritter folgte nun allen diesen Lehren, er wählte sich eine edle Dame, widmete ihr Herz und Arm, erfüllte ihre Wünsche und Befehle, kämpfte für sie und verbreitete ihren Ruhm; natürlich, daß er zur Belohnung Gegenliebe verlangte. Denn solche Schwärmer — wir werden sie auch noch kennen lernen — die in der Uneigennützigkeit ihrer Liebe zur Dame reden mochten: „was geht es dich an, wenn ich dich liebe?" solche waren denn doch nur selten. Die Forderung der Gegenliebe war aber der Stein des Anstoßes, an dem die Idealität, die Reinheit dieses Verhältnisses scheiterte und nothwendig scheitern mußte. Die Forderung konnte nicht ausbleiben, wie rein, wie edel, wie unselbstsüchtig auch die erste Grundlage des ritterlichen Liebesdienstes sein mochte, denn Niemand spielt ungestraft mit dem Feuer. Auf demselben Grunde schoß auch die Giftpflanze empor mit der edlen Blume zugleich und erstickte ebenso schnell die rasch erblühte. So trug der Frauendienst, und mit ihm das Ritterthum, die Ursache der Entartung in sich selber; sie war untrennbar von ihm.

Diese Ursache war der Zwiespalt mit der Ehe. Die Vorschrift an den Ritter lautete auf Minne zu guten, edlen Frauen; ob sie aber verheirathet oder nicht verheirathet waren, das kam nicht in Betracht, ebensowenig, ob der liebende Ritter eine Frau hatte oder nicht. Ihr selbst konnte er treu sein und bleiben, er konnte sie lieben und werthschätzen, aber Ritterdienst konnte er ihr nicht widmen. Es mußte eine andere sein. War sie und war er verheirathet, so beleidigte er zwei Ehen und rief

eine doppelte Eifersucht hervor. Wäre die Ansicht von der Ehe eine schlaffe, gleichgültige gewesen, so hätte eben der Conflict bestehen können, aber er hätte keine Bedeutung in der Wirklichkeit gehabt. Das war aber nicht der Fall. Die Meinung war durchaus für eine strenge Ehe, und selbst die Ritter Frankreichs, insbesondere im Süden, die sich kein Gewissen daraus machten, den Frieden einer andern Ehe, selbst von Verwandten, stören zu helfen, waren doch eifersüchtig bis zur Grausamkeit, wenn es die eigene Hausehre galt. In Deutschland ist wohl nur eine Stimme darüber, außer bei Denen, die eben ihren Vortheil vom Treubruch zu erlangen suchten. Seliger sei die Minne, sagt Wolfram von Eschenbach in einem Liede, welche weder Merker, noch Wächter und Tageslicht fürchten darf, nämlich der geliebten Hausfrau. Des Winsbeken Ansicht haben wir oben schon kennen lernen. Wer neben seinem Weib noch einer andern begehrt, sagt Reinmar von Zweter, der soll die Frau Ehre minnen, Niemand weiter; ein Minnethor und aberwitzig sei, wer wohl geweibet ist und doch seinen Sinn auf eine andere richtet. Das war aber eben der Fall im Ritterthum, allen Moralisten zum Trotz.

Die Sache wird uns in ihrem unausbleiblichen Zwiespalte völlig klar aus der Geschichte Ulrich's von Liechtenstein, die der ehrenwerthe Ritter mit aller Umständlichkeit, mit aller Trockenheit der Wahrheit ohne eine Spur der Beschönigung oder Vertuschung uns erzählt. Auch wenn er es nicht versicherte, wir könnten ihm doch auf's Wort glauben. Sein Fall erscheint als ein vereinzelter im Ritterthum, aber er erscheint nur so, weil sein ausführlicher Bericht ein einziger ist. Daß er nicht aus der Zeit und dem Zeitgeist herausfällt, sondern mitten drinnen ist, Form nach ihrer Form und Seele von ihrer Seele, das schließen wir aus der Theilnahme, die der Ritter in seinem Leiden findet, aus dem Ruhme und den Ehren, die er auf seinen abenteuerlichen Zügen sich erwirbt: die ganze kärnthnerische, steirische, österreichische Ritterschaft fliegt auf sein seltsames Geheiß herbei mit vollem, aufrichtigem Ernste und verherrlicht

den Triumph seines Minnedienstes; Herzog Friedrich der Streitbare selbst geht darauf ein.

Als Knappe schon und dann als Ritter widmet der junge Ulrich nach dem Gebot seines Herrn, des Markgrafen Heinrich, seine Dienste einer hochgeborenen Dame. Für sie übt er eine Reihe von Jahren hindurch Ritterthaten und zeigt sich als Meister im Turnier, ohne daß sie ein Wort davon erfährt. Durch eine Verwandte, die in ihrem Dienste stand und die nun eine Zeit lang die Vermittlung übernimmt, giebt er ihr seine Liebe kund. Sie weist ihn zurück, nicht weil er zu niedrig geboren sei, denn es genügte die Ritterwürde, sondern weil sie ihrem Gemahl treu bleiben und weil sie ihre eigene Ehre bewahren will. Dessen ungeachtet setzt er seine Bewerbungen fort, weil es so die Aufgabe eines treuen, standhaften Minners und Ritters ist, und ebenso standhaft wehrt sie ihn ab mit aller Unumwundenheit, mit Spott und bitterm Ernste. Er hofft sie endlich durch Geduld, durch Ergebenheit, durch den Ruhm seiner Thaten in ihrem Dienste zu erweichen und ihre Liebe zu erringen. Sie fühlt sich auch in der That ihm verpflichtet, da er Ehren und Triumphe auf sein Haupt und ihres häuft, sie gesteht es zu, er habe für sie gethan, darum ihn jegliche Frau ehren müsse, dennoch aber versagt sie ihm die Erhörung seiner Wünsche und bleibt treu ihrer Pflicht. Was thut nun der Ritter? Als er einsieht, es ist Alles vergebens, wendet er sich einer andern Frau zu und greift die erste in einer Reihe von Liedern an, die von der Treue und Untreue handeln, als ob *sie* der Tadel träfe und nicht *ihn*. Denn, was das Merkwürdige ist, während dieses ganzen Liebeshandels, der eine Reihe von Jahren dauerte, hat Ulrich ein eheliches Weib genommen, das er, wie es scheint, liebt und schätzt und mit dem er glücklich lebt, und wir müssen hinzufügen, daß auch die Standesgenossen keinen Anstoß an all den für uns so sonderbaren Dingen nehmen, sein eigener Schwager selbst ihn in seinem Bemühen unterstützt.

Die Liebesgeschichte Ulrich's zeigt uns in ihrem Verlauf

und ihrem Schluß, wie wir mit heutigen Gefühlen die Sache ansehen, den Conflict von einer mehr heiteren Seite. Tragischer ist er in einer öfter erwähnten, für die Zeit characteristischen Erzählung von einem Ritter von Auchenfurt. Auch die von ihm verehrte Dame will um Alles ihrem Gemahl treu bleiben; wie sie aber seinen Bewerbungen nicht mehr widerstehen kann, legt sie ihm eine grausame Probe auf, von deren verderblichem Ausgang sie die eigene Rettung hofft. Sie verheißt ihm den Lohn, wenn er auf dem bevorstehenden Turnier ohne Rüstung in den Kampf gehe. Er besteht wirklich diese Probe, und obwohl er durchbohrt wird, kommt er doch mit dem Leben davon und wie er genesen, fordert er den verheißenen Minnesold. Die Dame ist in einem neuen Conflict: sie gesteht ihre Verpflichtung ein, aber legt sich zugleich auf das Bitten. Der Ritter giebt nach, aber er knüpft die Lösung von ihrem Worte seinerseits an eine harte Probe, die ihn hoffen läßt. Er verlangt von ihr, sie solle sich mit demselben blutigen Hemd, in welchem er verwundet worden, auf dem bloßen Leib öffentlich in der Kirche vor dem Altare zeigen. Auch sie erfüllt die Bedingung, die ihr wohl härter vorkommen mochte, als dem Ritter die seinige.

Aus beiden Erzählungen sehen wir, wie schwer es den Damen unter Umständen werden mochte, auch mit bestem Willen und in redlichster Treue, den Bewerbungen zu widerstehen, denn an Innigkeit der Liebe, an Tiefe und Ausdauer in der Leidenschaft, an hinreißender Gluth suchten diese Ritter ihres Gleichen. In die verzauberte Minnehöhle führen viele Wege, aber wenige wieder heraus. Die Welt forderte von den Frauen Hingebung und die Welt tadelte sie wieder um deßwillen. Die Gefahr für die ganze Zeit und ihre Sittlichkeit liegt am Tage. Der ideale Aufschwung, die Begeisterung, die Gefühlsinnigkeit, der Glanz dieser Periode mochte eine Zeit lang die Augen blenden, mochte auch wirklich, wie er es that, zum großen Theil die Wirkungen des Giftes paralysiren, aber endlich mußte das

Ritterthum, ja die ganze Moralität des Mittelalters daran zu Grunde gehen.

Dieses vorausgeschickt, schildern wir nunmehr den Minnedienst, wie er war, und überheben uns weiterer moralischer Stoßseufzer und Randglossen.

Wie wir schon gelegentlich bemerkt haben, durfte der Ritter seine Augen auch zu einer hoch über ihm stehenden Dame erheben. Rang und Stand waren kein Grund, die Annahme des ritterlichen Dienstes zu versagen, wohl aber waren sie eine Ursache mehr, Unerlaubtes zu verhindern und die Idealität und Reinheit zu wahren, denn die Hoheit der verehrten Dame hielt die Forderung des Minnenden zurück. Schon, daß sie seine Dienste annahm, war eine unverdiente Belohnung, deren er sich durch künftige Thaten erst würdig zeigen sollte. Dagegen unter seinem Stand zu minnen, gar seine Liebe am Dorfbrunnen, beim Flachsbrechen, beim Kornschneiden oder beim Tanz der ländlichen Schönen unter der Linde aufzusuchen, das war nicht echten Ritters Art, obwohl es Ritter genug gab, die es thaten, und Dichter unter ihnen, die solche Liebe besangen. Die Dame mußte von höherer Art sein, sollte er ihr Verehrung, seine Art von Cultus, widmen.

Der Ritter konnte ungekannt, ohne daß ein Mensch Ahnung hatte, seine Thaten für den Namen einer Dame vollführen, aber der Dienst wurde erst ein rechter, wenn sie selbst darum wußte und ihn angenommen hatte. Ihrerseits ging sie zunächst dadurch keinerlei Verpflichtung ein. Von Seiten des Ritters wird das Verhältniß nach der Weise der Zeit als das eines Vasallen, gegenüber seinem Lehnsherrn, aufgefaßt, aber die Dienstwilligkeit, der Gehorsam wurde noch weit absoluter verlangt. Ulrich von Liechtenstein nennt sich ihren „eigenen Mann" und ein Troubadour ihr Eigenthum, das sie verkaufen und verschenken könne, während ein anderer ihr das Recht zuerkennt, ihn zu tödten. Damit war es aber so ernstlich nicht gemeint, wie Bernart von Ventadour eingesteht:

„Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
Als daß Ihr duldet meinen Dienst;
Ich werde, was auch mein Gewinnst,
Euch dienen mit Vasallenpflicht.
Seht her, ich steh' Euch zu Gebot
Ergeben, willig, froh und treu:
Ihr seid ja nimmer Bär noch Leu,
Daß Ihr mich tödtet ohne Noth."

Auch wenn der Dienst von Seiten der Dame angenommen war, sollte das Verhältniß ein geheimes bleiben, und selbst in dem Falle, wenn der Gemahl der Dame, nichts Arges fürchtend, dasselbe zugegeben hatte, was nicht selten geschah. Man erkannte nur zu gut das Anstößige und Zweideutige an der Sache und fürchtete die Aufpasser, die „Merker", die bösen, verleumderischen Zungen, die jeden Schein in's Arge zu wenden wußten und den guten Ruf vor der Welt vernichteten. Ein Ritter, der plauderte, der sich sogar in Gesellschaft seines Verhältnisses rühmte, konnte erwarten, augenblicklich entlassen zu werden und nie wieder Zutritt zu seiner Dame zu erhalten. Der Ritter sollte so durch seine Thaten, wie der Sänger durch seine Lieder, seine Dame berühmt machen, ohne daß die Welt ihren Namen wußte. Gelang es ihm wirklich, so konnte den vielen Augen und Ohren der Welt der Name dennoch nicht lange verschwiegen bleiben.

Darin, daß er seine Lanze in ihrem Namen führte, sowohl im ernsten Kampfe der Schlacht, wie im keineswegs gefahrlosen Waffenspiel des Turniers, bestand die Hauptaufgabe seines Dienstes. Ein ordentlicher Ritter wartete nicht auf die Gelegenheit; er zog im Lande und in den Ländern umher, wo er ein Turnier fände, oder wo er eins veranlassen könnte, und suchte auch ebenso einen guten Krieg auf, in dem er Ruhm erwerben möchte. Turniere in kleinerem Maßstabe gab es den Sommer hindurch überall, und so hatte er, falls er nur wollte, keine Noth, aus Mangel an ritterlicher Arbeit „sich zu verliegen", wenn kein ernster Waffengang zu machen war. Das waren die fahrenden Ritter, die wirklichen in dieser Periode,

solche, die von Turnier zu Turnier zogen aus ritterlicher Lust und „um der guten Frauen willen", und solche, die kein „Eigen" hatten, von Hof zu Hof ritten und von der Freigebigkeit der Fürsten, wie von den auf Turnieren gewonnenen Preisen lebten. Aus ihnen waren jene fahrenden oder irrenden Ritter des romantisch-britannischen Sagenkreises hinaufgeschwindelt, die Lanzelot, Gawan, Iwein, Erec und wie sie alle heißen, denen alle Tage ein fabelhaftes Abenteuer aufstieß, die alle Tage Jungfrauen zu befreien und Riesen zu bekämpfen hatten.

Aber diese Dichtungen übten mit der Zeit und schon früh ihren Rückschlag auf Gemüth und Phantasie, und manche Köpfe wurden schon in dieser Periode, d. h. im dreizehnten Jahrhundert, von ihnen eingenommen. Da die Wirklichkeit nicht danach angethan war, um jenen Helden gleichen zu können, so suchten diese Ritter wenigstens ihre Fahrten mit dem allegorischen Gewande der Romantik zu umhüllen und ihnen so einen besonderen pikanten Anstrich zu geben. So machte einmal Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1227 einen großen Ritterzug als Königin Venus in weiblicher Tracht durch die österreichischen Lande von Venedig herauf bis an die böhmische Grenze. Einen Bericht von seinem Zuge hatte er voraufgehen lassen, jedes Nachtquartier festgestellt und die Ritter aufgefordert, an allen diesen Orten zu erscheinen, wer mit ihm, d. h. mit der Königin Venus, eine Lanze brechen wolle; wer seine Lanze in rühmlicher Weise auf sie versteche, erhalte einen Ring, wer nicht, gehe leer aus. Der Gedanke fand soviel Beifall in der Ritterschaft, daß sie von allen Seiten herbeieilte, wo es am gelegensten war, mit der Königin einen Kampf zu bestehen, und am Schlusse der Fahrt hatte dieselbe dreihundert und sieben Lanzen verstochen und war doch nicht ein einziges Mal aus dem Sattel gehoben. Ein anderes Mal zog derselbe Ritter als König Artus umher, und seine Genossen führten die Namen der Helden von der Tafelrunde. Der Ruhm dieser Fahrten, der nicht gering war, umgab mit Glorie das Haupt

der von ihm verehrten Dame, daß er wohl erzürnt sein mochte, als sie ihn dennoch abwies.

Ganz etwas Aehnliches erfahren wir auf der andern Seite Deutschlands von einem mannlichen thüringischen Ritter, Waldmann von Sattelstädt, der ein „großer Stecher und Hofirer" war, d. h. geschickt im Turnier und gewandt in höfischer Sitte. Der erbat sich, wie ein Hoftag gen Merseburg im Jahr 1226 ausgeschrieben war, von seinem Herrn, dem Landgrafen Ludwig, die Erlaubniß, ihn von Eisenach nach Merseburg und zurück zu begleiten. Mit sich führen wolle er eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem zeltenden Pferde mit einem Sperber auf der Hand und mit einem guten Stäuber (Spürhund). Auf der Fahrt, bei dem Feste, so lange es daure, und zurück nach Eisenach, wolle er nun alle Tage drei Speere verstechen gegen drei Ritter, und wer ihn niedersteche, der solle die Jungfrau zum Preise haben, desgleichen den Zelter, den Sperber, den Stäuber und seinen Harnisch. Die Jungfrau aber solle sich lösen mit einem goldenen Ringe. Wen aber er niedersteche, der solle der Jungfrau, wie ihm, einem Jeden einen Ring geben. So geschah es, und der Ritter hielt sich so wacker auf dieser Fahrt, daß er, ohne je niedergestochen zu sein, seine Jungfrau und viel goldene Ringlein nach Eisenach zurückbrachte. — Solche Fahrten, wie diese, obwohl sie der guten Zeit noch nahe stehen, deuten doch mit ihrem Raffinement schon auf die Entartung hin. Die spätere Ritterschaft, besonders die französische und auch die spanische, ging mit Begierde diesen Weg weiter, und suchte damit das Kleid, die Form festzuhalten, als sie das Wesen verloren hatte. Es ist der Weg, der, als sich der Ernst in den Humor überschlug, direct zum Don Quichote führte. Soweit sind wir indeß nicht in dieser Zeit, aus dem einfachen Grunde, weil die Welt noch mit dem vollen Ernst in den ernstgemeinten Scherz einging und nicht ihren Spott damit trieb. Bei Don Quichote war der Ernst allein auf seiner Seite und das klüger gewordene Publikum lachte und spottete.

Mit dem beliebigen Hin- und Herziehen auf Turnieren

war der Frauendienst des Ritters noch nicht erfüllt. Die Damen verlangten mehr und legten Prüfungen auf. Die Markgräfin von Montferrat nahm den Dichter Rambaut von Vaqueiras nur unter der Bedingung zu ihrem Ritter an, daß er sich durch Wort und That fortan hervorthue. Die Ritter mochten auch gelegentlich an dieses Verhältniß zu den Frauen mit allem Ernst erinnert werden. So wurden die kärnthnerischen Ritter einmal vor einem Gefechte, wo es Gefahr und Entscheidung galt, vom alten Marschall, Heinrich dem Told, ermahnt: „Nun drauf, Ihr zieren Leute! Gedenkt an den Augenblick, wo Ihr von rothem Munde freundlich gegrüßt sein werdet, und wisst, daß Ihr Euren Frauen jede Trauer nehmet, wenn Ihr Euch heute so erschauen laßt, daß man sagt, Ihr seid gut! Nichts thut dem Gemüth der Frauen so sanft, als wenn man ihrem Geliebten den Preis zuerkennet."

Die Proben, welche die Damen auferlegten, waren zwar nicht Kämpfe mit Riesen und Drachen, wie sie uns die Romane erzählen, oft aber doch nicht minder gefährlicher Art. Wir haben schon gesehen, was von dem Ritter von Auchenfurt, freilich in besonderer Absicht, verlangt wurde. Die Forderung eines Kreuzzugs war nicht ungewöhnlich, theils in wirklich frommer Absicht, zum eigenen Seelenheil der Dame, wie zu dem des Ritters, theils auch böswillig, um den lästigen Bewerber mit guter Manier los zu werden. Einige der namhaftesten Dichter, wie Friedrich von Husen, Hartmann von Aue, auch Ulrich von Liechtenstein, welcher Letztere sich aber rechtzeitig besann, wurden aus dem einen oder dem andern Grunde von der verehrten Dame in das gelobte Land geschickt. Durch diese Aufträge, zu denen sich die Launen gesellten, wurde den Rittern viel Ungemach und manche verzweiflungsvolle Stunde bereitet. Solche Stimmung veranlaßte den Tannhäuser, der in seinem Leben viel geliebt und viel gelitten, zu mehreren Klageliedern, worin er über die Unmöglichkeiten, welche die Geliebte von ihm verlangt, halb ärgerlich, halb spottend, seinem Herzen Luft macht. Des Parisapfels begehre sie, und den Salamander solle er ihr

aus dem Feuer bringen; den Rhein solle er bei Nürnberg vorbei und die Donau quer über den Rhein fließen lassen; ein Elfenbeinhaus wolle sie auf einem See erbaut und einen Berg, auf dem Adam gesessen, von Galilea hergebracht wissen; dem Monde solle er den Schein nehmen, oben schweben wie ein Stern und durch die Lüfte schweifen wie ein Aar; wenn er das erfülle, so möchte sie ihm vielleicht danken; übrigens solle ihm Alles gut dünken, was sie ihm thue. Viel Klagen lesen wir über die Launen der Damen. Hören wir beispielsweise Bernart von Ventadour:

„Oft wohl sucht sie Streit und schmählet,
Hadert mit mir ohne Ruh,
Und hat sie worin gefehlet,
Schiebt sie mir die Buße zu.
Mit mir verfährt und spielt sie frei,
Mißt mir ihr eignes Unrecht bei;
Ja, der Dieb, das ist ihm eigen,
Hält uns All' für seines Gleichen."

Wir sehen, die Leiden des „armen Minnerleins" haben hiermit angefangen. Die Minne hatte einen „Brief" darüber, d. h. sie hatte es verbrieft und versiegelt, wie wir sagen, daß ihre Genossen alle Märtyrer der Liebe sein sollten. Der Ritter sollte kämpfen und dulden, sollte sich mit dem unbedingtesten Gehorsam, ohne Murren, ohne Widerrede, ohne ein böses Gesicht, vielmehr mit Freudigkeit und dankerfülltem Gemüthe in den Willen der Herrin fügen und dem eigenen ganz entsagen. Dann mochte er hoffen, und inzwischen die lange, lange Zeit des Wartens sich durch die genossene Liebespein versüßen lassen. Das war die schwerste Prüfung für die liebeheißen Herzen, die Zeit des Hangens und Bangens, der immer unerfüllten Sehnsucht. Mancher riß sich endlich los, mancher wollte und konnte doch nicht und zappelte wie ein Vogel an der Leimruthe. Die duldende Ergebung, die standhafte Treue waren ja zudem das einzige Mittel, zum Ziele zu kommen, das Herz der Herrin zu erweichen. Die Freiheit hätte ihm nichts geholfen, denn

da dem Ritter die Liebe eine Nothwendigkeit seines Wesens war, so blieb ihm nichts übrig, falls er sich losgerissen hatte, als um die Gunst einer andern Dame zu werben und die Sache von vorn wieder zu beginnen.

Die Ermunterungen, welche ihm die Dame in dieser langen, langen Zeit zukommen ließ, waren äußerst gering, selten und den meistens bestimmten Wünschen nur in sehr ideeller Weise entsprechend. Auch fehlte zu Mehrerem oft die Gelegenheit, da ja da Verhältniß ein geheimes sein sollte. Im Allgemeinen war aber die Kärglichkeit der Gunstbezeigungen mehr Absicht, als Mangel an Gelegenheit. Ein Recht, zu fordern, hatte der Ritter ja nicht; er mußte auch die geringste Gabe als eine Gnade annehmen. Diese bestand denn oft nur in einem gelegentlich gewidmeten freundlichen Wort, oder in einem verohlen zugeworfenen Blick, oder in einem gütigst gewährten Handkuß. Bis zu einem Kuß war es noch ein weiter Weg. Dann aber, wenn die Dame mit ihrem Ritter zufrieden war, erfolgten einzelne Geschenke, Arbeiten ihrer eigenen Hand: ein Schild- oder Helmkleinod, eine gestickte Haube oder Binde, Handschuhe, selbst ein Waffenrock und eine Pferdedecke, so daß sie ihn, war das Verhältniß ein bekanntes geworden, fast zum Turnier mit allen Schmucksachen ausstattete. Vorzugsweise willkommen war ein solcher Gegenstand, den die Dame selbst getragen hatte: ein Armband, ein Handschuh, ein Aermel. Diese wurden als Kleinode am Helm oder auf dem Schild befestigt. Ein Ring wurde dem Ritter oft schon bei der Annahme seines Dienstes gewährt und als Zeichen derselben oder auch später als Belohnung. Es war eine von den Empfängern besonders geschätzte Gabe.

Es gab manche Ritter, namentlich unter den Südfranzosen, welche über solche Gunstbeweise sich schon überglücklich fühlten und geistig genug waren in der Liebe, um auch weiter gar nichts zu verlangen. Peire Raimon bewahrt das Andenken eines freundlichen Blicks wie ein Heiligthum, und Guillem Ademar sagt: „Ein Lächeln schon wär' mir genug!" und so ver-

langt Bernart von Ventadour auch nichts weiter, als daß sie den schönen Blick auf ihn richte. Wirklich sehr kühn in dieser entsagenden, anspruchslosen Liebe ist Guillem von St. Didier. Einmal sagt er: „Wäre ich durch mein Dienen so glücklich, ihr Herz zu erweichen, daß der süße Hauch ihres Lächelns mein Herz süß erquickte, so würde ich sterben, wenn je ein Mensch vor Liebesfreuden starb; allein" — fügt er doch hinzu — „von der Aussicht auf neuen Genuß ermuntert, würde ich bald wieder aufleben." Ein andermal versichert er, er werde den schönen Tod der Sehnsucht sterben, wiewohl ein Faden von dem Handschuh der Herrin, ein Haar, das ihr auf den Mantel gefallen, ihn schon bereichern, ein artiges Wörtchen von ihr, wenn es auch erlogen sei, ihn beseligen könne. Ihm steht Aimeric von Peguilain, den ein Handkuß begeisterte, nicht weit nach. „Wie ein Knecht oder Gefangener" — sagt er von seiner Dame — „bin ich ihr geschworner Vasall; niemals ist ein Liebhaber so leicht erobert worden. Denn als sie ihren Handschuh zog und ich ihre schöne Hand küßte, durchdrang mich jener Kuß dergestalt, daß er mir das Herz mit einem Seufzer aus dem Busen zog; Leben und Tod sind in mir gemischt." Die Erinnerung an diesen Kuß will sich nicht verwischen, denn er sagt noch in einem späteren Gedicht: „Die Süßigkeit sei ihm nicht aus dem Herzen gewichen, seit er ihr die Hände geküßt; selbst der Mund müsse gestehen, daß er nie süßere Speise gekostet."

Man kann zugeben, daß diese Klasse der Minner nicht die Mehrzahl bildete, doch darf man im Allgemeinen an der Aufrichtigkeit solcher Gesinnung keinen Anstoß nehmen. Es läßt sich nicht verkennen, daß das ritterliche Liebesleben wenigstens auch diesen Zug der Schwärmerei, der Genügsamkeit besessen hat; er stimmt ja völlig zu der Entsagungsfähigkeit und Opferwilligkeit, die uns so oft in dieser Periode begegnet und die im Stande war, mitten aus den Freuden der Welt heraus sich aller ihrer Lockungen zu entäußern, um die Seele sinnend und denkend in Gott zu versenken. Er ist nur die wahre Consequenz des ritterlichen Frauendienstes, ungetrübt durch die Macht

der irdischen Liebe, die ihm eigentlich fern bleiben sollte, obwohl sie es nicht konnte. Diese Uebersinnlichkeit der Liebe fand ihren Genuß, ihr volles Genügen, gleich der frommen Seele, eben auch in dem Sehnen, Sinnen und Denken, und das Wort Minne will seiner ursprünglichen Bedeutung nach ja auch nichts weiter sagen, als das „süße Deingedenken". Sie verlangte nichts weiter, als die Sehnsucht selbst, nicht den Besitz des ersehnten Gegenstandes; in der Sehnsucht fand sie Ruhe und Befriedigung. Wahrhaft virtuos wurde diese Art der Liebesäußerung geübt, bis zu einem solchen Grade der Selbstvergessenheit, daß ein Troubadour sagt: „Entführen könnte mich ein Dieb; ich wüßte nicht, daß es geschähe." Oft angeführt ist in dieser Beziehung die schöne Stelle im Parcival, wo der junge Ritter plötzlich im Schnee drei Blutstropfen sieht. Diese Farben, das Rothe im Weißen, führen ihm das Bild seiner schönen Geliebten vor die Seele, und er giebt sich, vom Zauber der Minne festgebannt, so der süßen Erinnerung hin, daß er sich und die Welt vergißt und nicht hört und sieht, was um ihn vorgeht, sodaß erst ein Ritter mit dem Schlag an den Kopf ihn wecken muß und der Zauber erst gebrochen wird, als ein Tuch die Blutstropfen bedeckt.

Diese Macht der Einbildungskraft in der Liebe ging so weit, daß es Beispiele giebt, wo der Ritter allein durch das Hörensagen, ohne den Gegenstand jemals gesehen zu haben, in die tiefste Leidenschaft verfiel, oder mit seiner Phantasie sich ein Bild erschuf, dem er seine Liebe und Verehrung widmete. Von der ersteren Art haben wir das rührende Beispiel des provençalischen Dichters Jaufre Rudel. Aus den Erzählungen heimgekehrter Pilger verliebte er sich in eine Gräfin von Tripolis und dichtete eine Anzahl schöner Lieder zu ihrem Preise, obwohl er sie nie gesehen hatte. Endlich konnte er die Sehnsucht zur Unbekannten nicht länger ertragen und, von Schmerz getrieben, nahm er das Kreuz und schiffte sich nach dem heiligen Lande ein. Auf dem Schiffe aber überfiel ihn eine schwere Krankheit und für todt kam er nach Tripolis, wo die Gefährten

ihn in eine Herberge brachten. Die Gräfin, hiervon benachrichtigt, kam zu ihm und schloß ihn in ihre Arme. Da gelangte er wieder zur Besinnung und dankte Gott, daß er ihm so lange das Leben geschenkt habe, bis er die gesehen, die er liebte. In ihren Armen hauchte er nun seinen Geist aus. Aus Schmerz über seinen Tod begab sich die Gräfin des folgenden Tages in das Kloster.

Manche Beispiele noch geben uns die übersinnliche Feinheit der Liebesempfindung kund. Dahin gehört z. B. der Gebrauch, der von einzelnen Kleidungsstücken im Liebesdienste gemacht wurde. Als Gawan, so berichtet Wolfram im Parcival, von der Obilot zu ihrem Ritter angenommen wurde, gab sie ihm einen Aermel, den sie bereits auf bloßem Arm getragen hatte. Er aber befestigte ihn auf seinen Schild und ging damit in die Schlacht. Nach der Schlacht brachte er ihn zurück, zerhauen und zerstochen, wie er war, und so legte sie ihn auf's Neue sofort an ihren blanken Arm. Ebenso machten es Gahmuret und Herzeleide mit den Hemden. Erst trug sie das feine, weißseidene Hemd an ihrem bloßen Leibe und dann legte er es um seinen Halsberg. War es nun von Stößen und Schlägen mitgenommen, so trug sie es wieder auf bloßer Haut. So thaten sie es mit achtzehn Hemden, und als ihr Lieb das Leben verlor, da wollte sie das blutige und zerfetzte Hemd, in dem er gefallen war, an sich legen, doch wurde ihr das gewehrt. Ein drittes Beispiel ist der Castellan von Coucy. Der sandte seiner Geliebten, als er von ihr scheiden mußte, sein Hemd, um es anzulegen und darin Trost für seine Abwesenheit zu haben.

Wie hier das Raffinement der Empfindung, so trat andrerseits auch der klügelnde Verstand an die Liebe. Da sie eine so außerordentliche Bedeutung hatte, so machte man eine Art Wissenschaft aus ihr und behandelte alle streitigen Fragen, die bei ihr vorkommen konnten, etwa wie philosophische Probleme und discutirte sie. Das geschah von den Dichtern wie in der Gesellschaft. Um von jenen ein Beispiel anzuführen, so haben

wir noch eine provençalische Tenzone, worin drei Dichter über den folgenden Vorfall mit einander streiten. Eine Dame hatte drei Bewerber, die ihr mit ihrem Drängen so zusetzten, daß sie jedem ein Zeichen ihrer Gunst spenden mußte: da blickte sie den Einen freundlich an, dem Zweiten drückte sie die Hand und dem Dritten trat sie heimlich lächelnd auf den Fuß. Die Frage ist nun: welchem von den Dreien hatte sie die größte Gunst erwiesen? Aus der gesellschaftlichen Behandlung solcher Streitfragen erwuchsen in Nachahmung der Gerichte förmlich Liebeshöfe (cours d'amour), welche diese Fragen sowohl zu ihrer Unterhaltung aufwarfen, als auch wirkliche Fälle, wie sie im Liebesleben vorkamen, mit rechtlicher Gültigkeit entschieden. Die Richter waren entweder nur Damen oder Herren und Damen gemeinsam, und das Verfahren vor ihnen war wie bei einem öffentlichen Prozeß mit Anklage und Vertheidigung; selbst Häscher und Gerichtssporteln fehlten nicht. Aber diese Einrichtung war nur dem nördlichen Frankreich eigenthümlich und wurde höchstens sporadisch im angrenzenden Deutschland nachgeahmt. Auch gehört sie der Zeit nach, sowie in ihrem ganzen Character, so sehr dem Verfall der Minne an, wenn sie auch die ersten Wurzeln noch in ihrer guten Zeit schlägt, daß wir uns enthalten, näher darauf einzugehen.

Wir sehen aber, die Liebe trieb die Vernunft auf das Seil und ließ sie Künste machen. Wir mögen uns daher auch nicht wundern, wenn dieser zuweilen da oben schwindlig wurde, wenn sie sich beim Salto mortale überstürzte und in die Thorheit hinabfiel. Die Leidenschaft reißt den Mann davon, blindlings wie ein zügelloses Roß, wenn nicht die Vernunft sie in Schranken hält. Das ist überhaupt so mit der Liebe.

„Der Minne Natur ist so gethan,
Sie machet weiser weisen Mann,
Und giebt dem Thoren mehr Narrheit:
Das ist der Minne Gewohnheit."

Es dachte aber die damalige Zeit durchaus nicht Arges davon; ja sie konnte Dinge im Dienste der Liebe, die sich mit

der geraden Vernunft nicht wollten vereinigen lassen, wohl für etwas Rühmliches halten, weil sie ein Zeichen waren von der Tiefe und Innigkeit der Leidenschaft. Man kannte und anerkannte die bethörende Macht der Frau Minne, und wenn einmal die gerade Linie der Vernunft verlassen war, kam es auf das Wieweit nicht an. Jugend hat keine Tugend; so konnte auch die Liebe die Grenzen nicht einhalten und mußte hinüber schlagen.

„Er gewann nie mannlichen Muth,
Der nicht zuweilen thöricht thut
Um Frauenlieb und Gunst,"

heißt es im Lanzelot. Und ebenso sagt ein Troubadour:

„So lang' das Haar noch blond und braun,
Das Herz noch frisch und voll Vertrau'n,
Steht's schlecht, wenn man zu weise thut."

So kann es auch nicht fehlen, daß uns einige Beispiele von dieser Art der Liebe erzählt werden. Da ist der vielgenannte Ulrich von Liechtenstein, der schon als Edelknabe das Waschwasser trank, darin sich die hohe Dame die Hände gewaschen, der später seinen mißgestalteten Mund operiren läßt, weil er ihr nicht gefiel, und sich den im Turnier gebrochenen kleinen Finger abhackte und ihr denselben im zierlichen Kästchen übersandte. Da ist der Dichter Guillem von Balaun, der seine Dame zu prüfen gedachte, sie grob behandelte und vernachlässigte, um später das Vergnügen der Versöhnung und erneuten Liebe zu haben. Aber es erging ihm schlecht; die Dame wollte durchaus nichts mehr von ihm wissen. Erst nach langen Bemühungen verzieh sie ihm unter der Bedingung, daß er sich den Nagel des kleinen Fingers ausziehen lasse und ihr denselben nebst einem Lied überreiche, worin er seine eigene Thorheit bekenne. So that er denn. Ein anderer Troubadour, Peire Vidal, nicht der schlechtesten Einer, hatte seine Liebe einer schönen Dame gewidmet, die Loba, d. i. Wölfin, hieß. Ihr zu Ehren ließ er sich einmal

in eine Wolfshaut nähen, lief auf allen Vieren in die Berge und ließ sich von den Hirten und ihren Hunden hetzen, bis er halbtodt liegen blieb und nach Hause getragen werden mußte.

Von solchen Krankheiten konnte nur die Liebe selbst Genesung bringen. Die Minne war der Arzt, der die Wunden heilte, die ihre eigne Hand geschlagen.

„Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund."

Nicht alle Ritter, die schmachteten, ließen die Damen verschmachten, und wir mögen annehmen, daß im Gegentheil der treue Minner nur zu oft Erhörung fand und es nicht immer der langen Prüfungszeit bedurfte.

War das Verhältniß von Spähern und Merkern noch ungeahnt und die Eifersucht noch nicht rege geworden, oder war es aufrichtiges Werben um Ehe, so fehlte es wenigstens im Sommer nicht an Gelegenheit, sich zu sehen. Jeder Besuch war auf der gastlichen Burg willkommen, denn der Gast brachte Unterhaltung und Vergnügen mit sich. Da gab es denn Gastereien und Spiel und Tanz, sowohl im Saal als draußen im Freien, unter der Linde im Burghof oder im schattigen Baumgarten auf grünem Rasen; da gab es gemeinsame Jagden und Spazierritte, und dabei fanden sich denn auch wohl kleine Gelegenheiten zum verstohlenen Selbander, sei es in der Tiefe der Fensternische, die ein Vorhang abschloß, oder im Wald an kühler Quelle, oder wo sonst der Zufall das liebende Paar von der Gesellschaft trennen mochte. Dann führten ferner die Turniere die Standesgenossenschaft zusammen, und was wäre ein Turnier gewesen ohne den Schmuck der Damen, unter deren Augen allein es der Mühe werth war, die Lanze zu brechen! An sie schlossen sich Bankett und Tanz und andere Vergnügungen. Da die Damen zu Pferde reisten wie die Herren, so war es nicht unmöglich für sie, auch an entlegeneren Turnieren theilzunehmen. Wenn aber der Winter kam, so war es mit diesen Freuden und dem Liebesverkehr meistens vorbei,

denn es war schwer, zu einander zu kommen. König Wenzel freilich, der an seinem Hofe den Kranz von Damen um sich hielt, hatte gut reden, wenn er in einem Minneliede sagt: „Da der Winter nun die Blumen verdorben und der kleinen Vögelein Sang im Wald und auf der Aue verstummt ist, so will ich rathen, wir nehmen die reinen, süßen Frauen statt der Blumen auf der Haide.“ Nicht so gut war es auf der Ritterburg, auch der besseren, wo die Familie den Winter für sich eingeschlossen blieb, und wenn die Burgfrau auch einige Gesellschaftsfräulein hatte, so fehlten doch meist die jungen Ritter, um den Hof zu machen. War der Verkehr möglich, so gab es auch dann Unterhaltung, wie wir noch sehen werden.

Ein eigentliches Minneverhältniß, das auf dem Frauendienst ruhte, mußte, wie schon bemerkt wurde, geheim gehalten werden. Es war das um so mehr nöthig, wenn die Eifersucht in das Spiel kam, obwohl nicht alle Ehemänner so grausam waren, wie Raimund von Roussillon gegen den armen Guillem von Cabestaing, den erhörten Geliebten seiner Gemahlin. Der eifersüchtige Gatte tödtete ihn mit eigener Hand, riß sein Herz heraus und setzte es zubereitet seiner Gemahlin bei der Mahlzeit vor, worauf diese, als sie es inne geworden, jegliche Speise ferner verweigerte und dann vom Balkon sich herabstürzte, als der Gatte auch sie zu tödten gedachte. Diese Unthat rief aber alle Welt zur Empörung gegen den Grafen auf, und er mußte sie schwer büßen.

Die Liebenden hatten also Ursache genug, auf ihrer Hut zu sein. War die Eifersucht einmal wach geworden, so waren auch die Späher, Merker, Kläffer und Wächter bestellt, die alle Schritte derselben mit Argusaugen zu bewachen hatten. Die Minnelieder sind voll Klagen darüber. Es war dann schon schwer, nur Briefe auszutauschen oder der Geliebten Nachricht zukommen zu lassen, um sie zu einem Stelldichein aufzufordern, und mancherlei Versuche und Künste wurden dabei angewendet. Die Frau ließ wohl einen Brief vom hohen Fenster auf die Straße oder in den Graben hinabfallen, und der Ritter mochte trachten,

ihn heimlich und ungesehen zu gewinnen; auch zog sie wieder einen Brief am Faden hinauf. Andere benutzten die Armbrust, wie wir auf Bildern sehen, und schossen Briefe von unten möglichst in das offene Fenster hinein, oder sie wurden von der Burg aus über den Graben hinausgeschossen. Der Dichter Hadloub, der auch ein armes Minnerlein war, von dem die verehrte Dame nicht viel wissen wollte, und dem sie aus Gnaden ein Nadelbüchslein zuwarf, ein ander Mal in den Finger biß, als er aus seinen enggezogenen Schranken trat, dieser erbarmenswürdige Sänger verkleidete sich einmal als Pilger und heftete ihr, wie sie aus der Kirche kam, mit einem Angelhaken einen Brief voll „tiefer Reden von der Minne" an das Kleid.

Schwieriger noch waren die geheimen Zusammenkünfte, zu deren Ort nicht selten die Kirche benutzt wurde. Die Liebe macht schlau und erfinderisch, und so fehlte es auch damals nicht an geistreichen Einfällen, an Verkleidungen, Bestechungen und andern ähnlichen Mitteln, um zur Geliebten zu kommen. Wenn Tristan mit seiner Isolde ein Stelldichein haben wollte, als sie bereits von allen Seiten beargwohnt und umspäht waren, so ging er in den großen Baumgarten oder Park, der zu Marke's königlichem Palast gehörte. Durch den Park floß ein Bächlein, das den Ausgang der Kemenate, des abgesonderten Frauenhauses, berührte. Tristan begab sich an das obere Ende des Bächleins, brach ein Zweiglein von einem Oelbaum und schnitt ein T und ein I hinein und ließ es im Wasser hinunterschwimmen. Wenn es unten Isolde und ihre Vertraute wahrgenommen hatten, so erkannten sie die Anwesenheit des Geliebten und kamen an den bestimmten Platz. So hatte es Frauenlist angegeben. Den Minnesinger Dietmar von Aist sehen wir auf seinem Bilde in der Liederhandschrift, wie er sich in das Gewand eines Kaufmanns gethan und einen Esel mit allerlei Waare beladen hat, wie sie schöne Frauen brauchen, Gürtel und Taschen und Ringe und Schmucknadeln und dergleichen. So hausirend kommt er vor das Thor, wo die

Dame wohnt, und sie vermag unbeargwohnt herabzukommen, um sich in einen Handel mit ihm einzulassen.

Die Bilder geben uns auch Beispiele, wie die Ritter mit Leitern das Fenster der Geliebten ersteigen, oder wie sie an Stricken in einem Korbe oder in einem Leintuch hinaufgezogen werden. Letzteres geschah Ulrich von Liechtenstein, der, nachdem er lange unten im Grase gewartet hatte, endlich von den beiden Frauen oben, der Gebieterin und ihrer Vertrauten, hinaufbefördert werden sollte. Aber er war zu schwer für sie. Da ließ er seinen leichteren Diener voran, der im Dunkeln somit ungekannt die erste bewillkommnende Liebkosung erhielt; den Dreien gelang es, auch den Ritter nachzuziehen. Oft war die Zeit so kurz, daß den Liebenden nichts blieb, als eine rasche Umarmung und ein flüchtiger Kuß noch oben auf der Leiter, auch wohl, wie wir ein Bild haben, ein Kranz, den die Dame dem Scheidenden auf das Haupt setzte; oft aber auch war den Liebenden eine volle Nacht gewährt. Dann galt es, auf der Hut zu sein, und die Wächterin oder der Wächter lauschten und warfen die spähenden Blicke umher, und wenn das erste Grauen des Tages im Osten sich zeigte, dann war es ihre traurige Pflicht, das Glück der Liebenden zu stören und den Ritter zu ermahnen, daß er aufbreche, bevor die Späher im Morgenlicht seiner gewahr werden konnten. Das hat eine besondere Gattung von Minneliedern hervorgerufen, die sogenannten Tage- oder Wächterlieder, sei es, daß der Wächter seine Warnung ruft oder die Liebenden in Klagen ausbrechen oder ein Zwiegespräch sich erhebt, in dem der Wächter noch um einen Aufschub, um eine kurze Frist des Glückes gebeten wird. So lauten ein paar Strophen eines provençalischen Tageliedes. Der Wächter singt und erst am Schlusse antwortet ihm der aufgescheuchte Liebende:

„Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn Dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein schützender Begleiter:
Seitdem die Nacht kam, sah ich ihn nicht weiter,
Und gleich erscheint der Morgen.

„Geliebter Freund, ich warne mit Gesang:
Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein singt schon lang,
Das im Gebüsch sich sehnt nach Tageshelle;
Der Eifersücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erscheint der Morgen.

„Geliebter Freund, tritt an das Fenster nur,
Betrachte selbst den Schein der Himmelsflur:
Daß ich ein treuer Bote, wirst du sagen,
Doch folgst du nicht, mußt du den Schaden tragen,
Und gleich erscheint der Morgen."

„„Lieb süßer Freund, so selig rub' ich, traun,
Ich möchte Tag und Morgen nimmer schau'n
Im Arm der Schönsten, die ein Weib geboren,
Drum sollen mich die eifersücht'gen Thoren
Nicht kümmern, noch der Morgen!""

Fünftes Kapitel.

Dichter und Gönner. — Dichter und Frauen.

Der Ritter konnte der Liebe nicht entbehren: ohne sie hätte er wohl den Namen geführt, aber er wäre kein echter Ritter gewesen, denn es hätte ihm die eine und wesentliche Hälfte seines Wesens, es hätte ihm seine Seele, der Frauendienst, gefehlt. Gerade so bedurfte auch der Dichter der Frauen: ohne sie hätte er nicht den Odem gehabt, der die Begeisterung anfachte, noch einen Gegenstand, den er hätte besingen können; die Liebe war Quell und Stoff seiner Kunst zugleich. „Wohl muß ich singen", sagt der Troubadour Peirol, „da Liebe es mich lehrte und mir die Kunst verlieh, schöne Verse zu dichten; ohne ihre Hülfe wäre ich kein Sänger." Und ebenso Peire Vidal:

„Was ich dicht' und sonst vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da sie Kenntniß
Mir verliehen und Verständniß.
Darum bin ich froh und singe;
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen."

Der Dichter war der Ritter der Feder, wenn man so sagen darf, da sie in Wirklichkeit nicht Alle zu führen verstanden; als Dichter warb er um die Frau und übte mit Worten, statt mit Lanze und Schwert, die Pflichten des Frauendienstes. Verbreitete der Ritter den Ruhm seiner Dame durch sein Verhalten und seine Thaten im Turnier und auf dem Schlachtfelde, so that es der Dichter durch seine Lieder, und es fragt sich, was ihr lieber war. In gleicher Weise mußte sich die Dame erkenntlich erweisen und nahm darum, wenigstens in Frankreich und Italien, den Dichter ebenso förmlich in ihren Dienst. In Deutschland war zwar das Verhältniß nicht so formell ausgebildet, aber die deutschen Frauen wußten die Sänger nicht weniger zu schätzen, da sie von ihnen nicht blos Ruhm gewannen, sondern auch die Bildung ihres Geistes aus ihnen zogen. Es haben darum die Worte ihre Richtigkeit, welche Walther von der Vogelweide einer Frau in den Mund legt: „Ich sage euch, wer uns Frauen wohl behaget: der das Schlechte und das Gute an uns erkennet und immer das Beste von uns saget, dem sind wir hold, wenn er's mit Treue und Wahrheit thut." Zu keiner Zeit hat die ewige Verwandtschaft zwischen Frau und Dichter eine größere Bedeutung gehabt und hat tiefer in das Leben eingegriffen, als in dieser Periode; die Dichtkunst bildet einen nothwendigen Bestandtheil des ritterlichen Lebens und ebenso gehören die Dichter zur ritterlichen Gesellschaft. Der Verfall von Frauendienst und Minnepoesie ist geschichtlich ganz dasselbe mit dem Verfall des Ritterthums, und umgekehrt.

Diejenigen, welche die Dichtkunst ausübten, gehörten zwar sehr verschiedenem Stande an und lebten auch in den einzelnen Ländern unter verschiedenen Verhältnissen; aber es ist doch das Gemeinsame für diese Periode, daß alle Kunstpoesie Eigenthum des ritterlichen Standes war. Hatte der Dichter nicht adelige Herkunft, so sang er doch für die höfische Gesellschaft und hielt sich in Worten und Gedanken so, wie es der Höfe Art und Sitte war. Die Dichtkunst adelte den Sänger und stellte ihn

social den Hohen gleich oder machte ihn wenigstens ihrer Gesellschaft würdig. War ja doch eigentlich der Ritter selbst, wenn er von seinem hohen Beruf und den Pflichten seiner Würde vollkommen erfüllt war, ein Dichter in der Seele Tiefe, denn er strebte nach einem idealen Ziel. Singen konnten nicht Alle, aber jeder Stand, vom höchsten an, hat sein Contingent zum Dichterwald gestellt. Wir haben schon der kaiserlichen Dichter aus dem Hause der Hohenstaufen Erwähnung gethan, und noch im Verfall dieser Periode haben wir fürstliche Dichter, die nicht die schlechtesten sind, den König Wenzel von Böhmen, den Markgrafen Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau und Herzog Johann von Brabant. Die Reihe der provençalischen Troubadours beginnt mit dem mächtigen Grafen Wilhelm IX. von Poitiers, Herzog von Aquitanien, dem Kreuzfahrer, und die französischen Dichter zählen Richard Löwenherz in ihrer Mitte. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese für sich glänzenden Namen die Minderzahl bilden, die Mehrzahl dagegen aus der niedern Ritterschaft und aus dunklem Stande hervorgeht, denn das Talent ist vertheilt nach dem Verhältniß; wem aber von den Großen die Kunst versagt war, dem kam es zu, die Poesie in ihren Jüngern zu pflegen und zu ehren, und ihre Höfe wurden so die Stätten der Kunst, die Sammelplätze der Dichter.

Für die Menge der Sänger, die aus dem niedern Adel hervorging und den eigentlichen Stand bildete, lagen in Deutschland wie in Frankreich die Verhältnisse ziemlich gleich, nur daß in letzterem Lande, wir meinen Südfrankreich besonders, sie eine mehr feste, ausgeprägte Gestalt angenommen hatten. Es sang, wer mochte und in sich Kraft und Talent verspürte, oft auch, wem diese Gunst versagt worden. Ein Theil der Dichter hatte Haus und Hof und blieb ruhig sitzen, während der andere, der nichts besaß, das Wanderleben ergriff und selbst mit seiner Kunst sich den Lebensunterhalt verschaffte. Der erstere unterschied sich vom gewöhnlichen Herrn in nichts, als durch seine Kunst, die ihm und Andern zur Unterhaltung diente und

die Gunst der Frauen erwarb; die zweiten aber bildeten eine Art Stand, eine Classe für sich, mehr freilich in Frankreich als in Deutschland, wo die Unterschiede sich vermischten. Doch auch hier gab es solche, die mittelbar von ihrer Kunst lebten, ritterliche Sänger, die sich nicht zahlen ließen, aber doch durch die Gunst und die freigebige Hand der Großen sich erhielten. Diese fahrenden Dichter gleichen jenen Rittern, die im Vertrauen auf ihre Geschicklichkeit auf den Turnieren herumzogen und die ausgesetzten Preise zu gewinnen trachteten, zudem auch auf die Geschenke rechneten, die bei solchen Gelegenheiten reichlich vertheilt wurden. Ihr Unglück war, daß es außer ihnen noch eine große Menge wandernden Künstlervolkes von aller Art gab, das keineswegs irgend eine Ehre in Anspruch nehmen konnte, welches bettelte und lungerte und die weggetragenen Speisen und die abgelegten Kleider erhielt. Mit diesen wurden die Dichter, die das Wanderleben auch nicht selten zum leichten, leichtfertigen Treiben verleitete, oft in eine Classe geworfen und sie hatten sich dann der auf sie übergebenden Schmach zu erwehren.

Zu der mehr leichtfertigen Art der fahrenden Sänger gehörte, was Deutschland betrifft, der Tannhäuser, wahrscheinlich ein Ritter von hoher Abkunft, aber ohne Vermögen. Er begab sich zuerst an den Hof Herzog Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich, der ihn mit liegenden Gütern beschenkte, von denen er ein hinlängliches Einkommen zog. Nach dessen Tode aber verlor er den Halt und brachte mit schönen Frauen und in schwelgerischem Leben alsbald sein Gut wieder durch und mußte auf's Neue wandern. An Herzog Otto II. von Baiern fand er einen zweiten Beschützer, aber dessen baldiger Tod machte ihn wiederum ruhelos und der Heimath ledig. Nun zog er noch eine lange Reihe von Jahren bei Fürsten und Herren umher, bei allen scheint es, so viele nur den Sängern ihren Hof und ihre Hand damals öffneten, ohne wieder eine bleibende Stätte finden zu können. Spät auch gab er sein Herz der Reue hin, wie seine Gedichte vermuthen lassen. Hieran anknüpfend, so-

wie an sein Wander- und Liebesleben überhaupt und an seinen früher schon gemachten Kreuzzug, betrachtet ihn die Sage gewissermaßen als den Vertreter der irdischen Liebe im Ritterthum, im Gegensatz zu der hohen und reinen, läßt ihn hinein wandern in den Venusberg, denselben verlassen und voll Reue nach Rom pilgern, und da er hier keine Gnade findet und keinen Trost für die Zukunft, den unheiligen, seinem Gelübde untreuen Ritter wieder an die alte, unselige Liebesstätte zurückkehren. Hier verschwindet er den Menschen, gerade wie der historische Sänger Tannhäuser im Dunkel seiner Irrfahrten aus unsern Blicken sich verliert. Wir wissen nichts über sein Ende.

Auch Walther von der Vogelweide ist ein Vertreter der fahrenden, ritterlichen Sänger, aber ein ehrenwerther und der würdigste von allen. Er lebte zwar von seiner Kunst und verschaffte sich wandernd von der Freigebigkeit der Hohen seinen Unterhalt, doch nahm er nicht die gewöhnlichen Gaben, wie sie dem fahrenden Künstlerthum zufielen. In Lied und Leben kannte er nur die reine Minne, und Niemand hat von Frauen edler und höher gesungen als er, Niemand die schöne Weiblichkeit tiefer erkannt. Er wanderte nicht, weil ihm das Wanderleben gefiel, sondern weil ihm, dem Habelosen und Künstereichen, kein anderes Loos zu Theil geworden war. Wie frohlockte er, als ihm der Kaiser Friedrich II. ein Lehn gegeben hatte, das ihm Ruhe zu gewähren schien! Danach hatte er sich gesehnt all die Zeit: „wie wolle er von den Vöglein, von den Blumen und der Minne singen, wenn er sich am eigenen Heerd wärmen könne! Nur Der könne von Herzen fröhlich singen! Nie höre er sich „Herr Wirth" anreden, immer nur müsse er sich dem Gruße neigen: „Seid willkommen, Herr Gast!" So gern begrüße er selbst die Gäste und müsse doch immer hinauf, hinab sein auf der tollen Gaukelfahrt." Er war auch genug gewandert; von der Seine bis zur steirischen Mur, vom Po bis zur Trave kannte er alle Länder, und der Kreuzzug hatte ihn noch zu Schiff von Apulien aus nach dem

gelobten Lande gebracht. Ein geborener Franke, hatte er noch jung in Oesterreich singen und sagen gelernt und dort bei Herzog Friedrich I. eine angesehene Stellung gehabt. Nach dessen Tode beginnt sein eigentliches Wanderleben (1198). Zuerst begab er sich zu Philipp von Schwaben, mit seinen Liedern allezeit die Politik tapfer mitverfechtend, immer auf Seite von Kaiser und Reich gegen die Kirche und andere Feinde. Mit dem Tode Philipp's wendete er sich dem nun einzigen und rechtmäßigen Kaiser Otto IV. zu, doch auch von dessen Kargheit, wie von Philipp's, hatte er nicht erhalten, wonach er sich gesehnt. Dann schloß er sich dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. an und blieb dessen Politik unwandelbar getreu und folgte ihm, wie es scheint, auch in den Kreuzzug. Dazwischen sah ihn aber bald der Hof von Thüringen, bald der zu Wien wieder und wieder, und wo ein großes Fest, ein Reichstag war, da fand auch Walther sich ein. So reiste er zu Pferde umher, an Höfen, wie auf der Straße, so sagt er selbst, seine Lieder singend und mit der Geige sie begleitend. Auch das Lehen, das ihm der Kaiser gab, machte dem unsteten Leben kein Ende, sei es, daß es nicht ausreichte, oder daß er bereits die Ruhe in sich verloren hatte. Erst der Tod scheint sie ihm gegeben zu haben. Sein Grab hat er wenigstens in seiner fränkischen Heimath gefunden; zu Würzburg zeigt man es.

Auch die provençalischen Dichter gehörten der großen Mehrzahl nach dem niedern Adel an oder rangen sich von dunkler Geburt empor. Sie mußten darum, wenn nicht gerade aus der Kunst ein Gewerbe machen, doch von ihren Erträgnissen sich den Unterhalt erwerben. Thaten sie das, so ging auf sie der Name Jongleur über, den sie mit der ganzen Classe der Spielleute, der Seiltänzer, Taschenspieler und sonstigen Kunststückmacher theilten, obwohl sie als Dichter den auszeichnenden Namen Troubadours führten. Im Uebrigen unterschieden sie sich auf das Strengste von ihnen. Im Gegensatz zum deutschen Dichter trug der Troubadour gewöhnlich nicht selbst seine Lieder und Gedichte vor, sondern er führte dazu einen Spiel-

mann oder Jongleur als seinen stehenden Diener und Begleiter mit sich an den Höfen und auf seinen Reisen herum. Dieser mußte die Lieder, die ihm genau eingeprägt wurden, damit er sich keine willkürlichen Veränderungen erlaube, auswendig lernen und mit musikalischer Begleitung, wo der Dichter wollte, vortragen. Auch überließ er sie wohl dem Jongleur, damit derselbe auf eigene Faust sein Brod dadurch sich verdienen könne. Der deutsche Dichter sang und spielte selbst; seine „Liederboten" sind nicht stehende Diener und Begleiter, nicht vom bestimmten Stande kunstgebildeter Jongleurie, sondern sie dienen gelegentlich, die Lieder schriftlich oder mündlich, in welchem Falle sie allerdings auswendig gelernt wurden, der Geliebten, oder wem sonst der Dichter wünschte, zu überbringen oder vorzusagen. Sie waren also ein Ersatz für Post und Presse zugleich.

Der Troubadour steht somit dem Spielmann, wie der Herr dem Diener, vornehm gegenüber, sonst aber theilte er in Manchem seine Schicksale und mußte sich aus der Schmach, die dem Gewerbe und dem gewerbsmäßigen Betriebe der Kunst anklebte, zu höherer Achtung durch sein Talent und seine gesellschaftlichen Vorzüge emporringen. Bewegte er sich auch im Kreise der Großen, so schlugen doch oftmals von Feinden und Neidern jene Vorwürfe an sein Ohr, die den niedern Spielmann trafen, wie einmal in einem Streitgedicht ein Troubadour von einem andern sagte, der doch ritterlicher Herkunft war: „Es ist ein falscher, leichtsinniger Spielmann, der von seinen Spielmannskünsten lebt." So greift in einem andern Gedicht der Markgraf Albert von Malaspina den Troubadour Rambaut von Vaqueiras höhnend an, den er noch dazu aus dem glücklichen Besitz einer Dame verdrängt hatte:

„Und hundert Mal sah ich zu Fuß Euch gehen
Durch Lombardei in niederm Spielmannsstand,
Von Dürftigkeit gedrückt und Liebeswehen
Und schon vergnügt, wenn Ihr ein Mahl gewannt;
Denkt, wie ich zu Pavia Euch gesehen."

Solches Leben und Wandern in der Dürftigkeit war aller-

dings zu Zeiten dem Troubadour mit dem Spielmann gemeinsam. Wenn es ihm gut ging, wenn seine Lieder gefielen und ihm die Gunst der Großen und die Liebe der Damen erworben hatten, dann träuften Gaben und Ehren auf ihn herab, dann lebte er in Glück und Freude, prangte in zierlicher Kleidung, worin er sich nach Künstlerweise besonders gefiel, und wenn er reisen wollte, so saß er wohlausgestattet auf stattlichem Roß und der dienende Spielmann ritt hinter ihm, wie der Knappe dem Ritter folgte. Bei sich führte er noch Empfehlungsbriefe an Fürsten und Könige und an die gepriesensten und edelsten Damen, einerlei, wie hoch ihr Stand war, und des besten Empfanges und neuer Ehren und Geschenke konnte er gewiß sein. Dann aber, wenn ihm das Glück fehlschlug, wenn er durch Verleumdung, Intrigue oder eigene Schuld die Gunst verwirkt hatte oder gar flüchtig den Hof verlassen mußte, konnte er zu Fuß und mittel- und ehrenlos die Länder durchstreifen und umherirren, bis sich ihm wieder ein Thor öffnete, eine Stätte darbot, wo er Ruhe und Athem gewann, um das Glück von Neuem an seine Ferse zu fesseln. Mehr als Einem mochte es im Alter nahezu so übel ergehen, wie Peirol in seiner späteren Zeit, dem der Mönch von Montaudon, ebenfalls ein Troubadour, vorwirft, er habe dreißig Jahre lang denselben Rock getragen und sei dürrer als Brennholz. Mit solchem wechselnden Wanderleben mußte auch der junge Troubadour beginnen, theils um sich in der Fremde in seiner Kunst zu vervollkommnen, theils hier und dort versuchend, seinen Anker auszuwerfen, ob er, der Unbekannte, irgendwo an einem Hofe aufkommen und ein festes Verhältniß anknüpfen möchte. Manchen auch reizte eben dieses Schwanken und Schweben, das mannichfache Abenteurerleben, wie den eben genannten Mönch von Montaudon, der dafür das Priorat seines Klosters aufgab. Strich denn auch wohl der Troubadour eine Zeit lang herum, auf abgemagertem Rosse, selber wohl hungernd, in abgetragener Kleidung, oder gar zu Fuß, zerlumpt, und mußte sich zu seinen Leiden und Beschwerden, zu Hunger und Kummer noch den Hohn

und den Spott gefallen lassen, so erfrischte es doch den Sängermuth, wenn er hier und dort, wie es sich oft ereignete, ein flüchtiges Liebesabenteuer erlebte, und bald erholte und entschädigte er sich wieder, wenn er an einem reichen Hofe sich auf's Neue Aufnahme verschaffte und gar zum Schooßkinde des Glückes und der Damen sich emporschwang.

An solchen Höfen fehlte es keineswegs, nicht in Deutschland und noch weniger im Reich der romanischen Zungen. Hier gab es eine Zeit, es war vorzugsweise das zwölfte Jahrhundert, wo man fast sagen konnte: so viel Höfe groß und klein, so viele waren auch der Dichtkunst hold. Von Aragon und Barcelona kann man den Anfang machen, dessen König Alfons II. (1137—1196) wie kein Anderer den Dichtern eine Freistätte bot, aber auch wie kein Anderer von ihrem Lobe überschüttet worden ist. Wetteifernd war Castilien unter Alfons X. (1252—1284) noch den letzten umherirrenden Dichtern eine Zuflucht. Auf französischem Boden gingen die mächtigeren Häuser voran, die Grafen von Poitiers, die in Wilhelm IX. den ältesten Troubadour zählen, von dem sich Lieder erhalten haben, die Grafen von Provence aus dem Hause Barcelona, insbesondere die Grafen von Toulouse, die berühmten Raimunde, deren Hof freilich der lange und blutige Albigenserkrieg von Dichtkunst und Gesang veröden und verstummen ließ. Die Reihe der kleineren Herren und Dynasten, die ihrem Beispiele folgten, die Delphine der Auvergne, denen ihre Freigebigkeit gegen die Dichter die halbe Grafschaft kostete, die Prinzen von Orange, die Grafen von Foix, bei denen sich die Gäste drängten, die Castillan, die Blacas u. s. w., sie alle aufzuzählen, wäre uns zu viel. In Nord-Italien zeichneten sich vor Allem die Markgrafen von Montferrat aus, die Este und die Malaspina, von Letzteren selbst der wilde Markgraf Albert, der raubte und plünderte, nicht um zu erwerben und zu sammeln, sondern um die Lust des Schenkens in reicherem Maße befriedigen zu können. In England und an dessen eigentlich französischem Hofe beginnt das Dichterleben

schon mit Heinrich I., dessen Gemahlin Alix von Brabant die Troubadours aus Frankreich zu sich rief.

Von hier und von Flandern und überhaupt den südlichen Niederlanden, wo damals ein Sitz feiner Curtoisie war, ging ein Anstoß auf Deutschland hinüber. Heinrich's II. Tochter Mathilde, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, war schon in ihrer alten Heimath mit den Dichtern und der Dichtkunst vertraut gewesen und setzte die Liebe in der neuen rauheren fort. Heinrich der Löwe stimmte mit seinen Neigungen völlig zu ihr. Er hatte Vorliebe für die Sagen und Chroniken, ließ sie sammeln, abschreiben und sich vorlesen und brachte oft darüber die Nächte schlaflos hin. In seinem Dienst übersetzte der Pfaffe Konrad das Rolandslied aus dem Französischen, an seinem Hofe bearbeitete Eilhard von Oberg zum ersten Male den Tristan deutsch. Das Schicksal des großen Herzogs, seine unermüdete staatliche und kriegerische Thätigkeit waren freilich solchen Friedenskünsten wenig günstig.

Von Flandern, wo Graf Philipp (1168—1191) die Blüthe der französischen Dichtung pflegte, als Philipp August die Jongleurs und Menestrels verjagt hatte, ging das Vergnügen an solcher geistigen Beschäftigung an den Rhein hinüber. Heinrich von Veldek, ein Westphale, begann sein Gedicht von Aeneas am Hofe zu Cleve. Hier sollte er es nicht vollenden, um bereits allzugroßer Kunstliebe willen. Er hatte sein unvollendetes Manuscript der Gräfin von Cleve gegeben, um es zu lesen, und diese es einer Hofdame anvertraut, der es aber von einem Grafen Schwarzburg entwendet wurde. Als aber die Gräfin von Cleve den Landgrafen Ludwig von Thüringen heirathete und so die Kunstliebe vom Rhein dorthin brachte, wo sie ihre berühmteste Stätte finden sollte, folgte auch Heinrich von Veldek. Nach neun Jahren verschaffte ihm endlich Ludwig's Nachfolger Hermann sein Manuscript wieder, und nun konnte er es hier vollenden.

Unter eben diesem Landgrafen Hermann und seiner gleichgesinnten zweiten Gemahlin Sophie, einer Tochter des Wittels-

bacher Herzogs Otto, wurden Eisenach und die Wartburg der Mittelpunkt des poetischen Lebens und Treibens. Ein so frisches, fröhliches, sangeslustiges Leben erhob sich hier, daß die kurze Zeit seiner Blüthe doch hingereicht hat, es für immer mit dem Glanz der Sage zu umgeben. Der Landgraf wie die Landgräfin waren beide der Litteratur und ihren Vertretern persönlich zugethan, hatten Theilnahme für ihre Arbeiten, ließen sich dieselben vorlesen, was täglich zu geschehen pflegte, und unterstützten, wie sie konnten. So schafften sie auch Wolfram für seinen Willehalm, Herbort für seinen Trojanerkrieg die welschen Quellen herbei. Dazu liebten sie in fröhlich weltlicher Lust ritterlichen Glanz und ritterliche Vergnügungen, so daß die Dichter und die Ritter mit ihren Unterhaltungen wechselnd eintreten konnten. Den Reiz dieses Lebens erhöhten die zahlreichen Damen, deren die Landgräfin allein vierzig jüngere aus dem Adel beständig in ihrer Gesellschaft hielt. So folgten im Rausche der Feste Jagden und Turniere, den Turnieren die Gastmähler, den Gastmählern Musik und geistige Unterhaltung und diesen der Tanz. Die Gäste strömten in die Wartburg zusammen von allen Ländern herbei, aus Ungarn, Rußland, Polen, Preußen, Dänemark, von deutschen Ländern zu geschweigen. Wer die feinste und die glänzendste Blüthe des Ritterthums sehen wollte, kam hierher. Des Landgrafen Gastlichkeit, Milde und Freigebigkeit kannte keine Grenzen; was er hatte und erwarb, schenkte er weg, Rosse und die schönsten Kleider in Menge, aber man mußte früh kommen, meint Wolfram, denn des Begehrens war zu viel. Sein Sinn sei so hochgemuth, sagt Walther, daß er seine Habe verthue mit den stolzen Helden, und gälte ein Fuder Wein tausend Pfund, nimmer stünde doch eines Ritters Becher leer. Bei solcher Gastlichkeit wurde aber doch des Andranges und Lärmens zu viel. „Wer in den Ohren siech ist," sagt Walther in demselben Liede, „der gehe nicht an den Hof von Thüringen, denn kommt er dahin, so wird er ganz verthört. Ich habe mich gedrängt, bis ich nicht mehr drängen mag. Eine Schaar fährt

heraus, die andere hinein, Nacht und Tag; groß Wunder ist, daß man da noch jemand hört." In diesem Gedränge mischten sich, wie wir von Wolfram vernehmen, die Bösen mit den Guten dermaßen, daß der verständige Mann vor dem zuchtlosen Volk nicht zu Worte kommen könne; manches Ingesinde heiße besser Ausgesinde, es bedürfe eines strengen Seneschals, wie Kei an Artus Hof, um Zucht und Ordnung einzuführen. Der strenge Seneschal kam allerdings früher, als den Dichtern lieb war. Wie Streu zerstob all der Schwarm, als der Landgraf Hermann (1216) starb und sein frommer Sohn Ludwig mit seiner noch frömmeren Gemahlin Elisabeth (damals noch Braut) in der Regierung folgte. Mit einem Male war der ritterliche Glanz erblichen, die heitere Weltlust ausgestorben und die Dichtkunst floh scheu davon, als unter dem freudelosen Regiment des Ketzerrichters Konrad von Marburg die Zeit der Buße kam. Die schönen Tage der Wartburg waren auf immer dahin und nur einen stummen Zeugen haben sie uns hinterlassen, das alte Landgrafenhaus, das schon jene Tage sah.

Mit dem thüringischen Hof wetteiferte in Pflege des Ritterthums und der Dichtkunst der österreichische unter den letzten Babenbergern. Die Namen der Leopolde und Friedriche sind hochgefeiert bei den Dichtern. Dieser Wetteifer beider Höfe ist durch die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg ausgesprochen, in welchem die Dichter mit dem Lobe des Oesterreicher und des Thüringer Fürsten, wer der Bessere sei, sich bekämpften. Der babenbergische Hof hatte das Glück, die Liebe zur Poesie zugleich mit dem Ruhme der höchsten Freigebigkeit längere Zeit als der thüringische zu bewahren, bis zum Tode des letzten Babenbergers, Friedrich's des Streitbaren (1246), der selbst dichtete, sang und spielte. Diese Neigung der Babenberger hatte ihre Rückwirkung auf die österreichische und steirische Ritterschaft, und auf die Nachbarländer und Höfe, wo überall ein fröhliches, ritterliches Getreibe entstand und die Dichter sich so zahlreich erhoben, daß kaum eine andere deutsche Gegend sich damit vergleichen kann. Das Leben der

österreichischen Ritterschaft tritt uns in ganz besonderem Glanze aus der Dichtung wie aus der Geschichte entgegen. Aber entsprechend der Richtung, die noch in der neueren Zeit in den gesegneten Gefilden dieses Donaulandes bekannt ist, machte sich auch damals schon mehr die Neigung zum Realen geltend, zum leichten, wohlbehaglichen Leben, zum gemüthlichen Genuß ohne den hohen, idealen Schwung. Selbst der volksmäßige Ton gewinnt die Oberhand am Hofe über den ritterlichen, so daß Nithart's Lieder, die von nichts als Abenteuern mit Bauerdirnen, Dorfprügeleien und bäurischer Tölpelei zu erzählen haben, die Quelle ergötzlicher und bevorzugter Unterhaltung wurden. So würdigte sich der Dichter zum Possenreißer herab, ein Irrthum des Geschmacks, den wir von Walther von der Vogelweide mit Bezug auf den österreichischen Hof tief beklagt sehen: unhöfischer Gesang sei jetzt genehm, mit Unzucht müsse man der Herren Gut und der Frauen Gunst erwerben.

Thüringen und Oesterreich, obwohl hervorragend in der Dichtkunst, boten den Dienern derselben doch nicht die einzigen Stätten der Ehren. Die hohenstaufischen Kaiser haben wir schon als Dichter wie als Gönner kennen lernen. Der Kaiserhof konnte aber, auf ewig wechselnder Wanderung begriffen, den Dichtern die Ruhe nicht bieten, die ihm selber fehlte; nur bei großen Festen konnte er für kurze Zeit um sich versammeln, was sich durch Geist, durch den Glanz des Namens, durch Schönheit auszeichnete. Aber eine Anzahl anderer Höfe lassen sich als Pflegestätten der Dichtkunst rühmen, der kleineren Grafen und Herren, die selber dichteten, nicht zu gedenken. Da müssen wir Böhmen nennen und seinen Dichterkönig Wenzel II., Baiern, das die Landgräfin Sophie an Thüringen geschenkt hatte, besonders unter Otto II.; ferner Brandenburg, Meißen, Brabant, Anhalt, selbst Rügen und seinen Fürsten Witzlav, den Minnesinger aus slavischem Geschlecht. Für diese Zeit war an Gönnern noch kein Mangel, wenn auch bald die immer anwachsende Schaar der mittelmäßigen und schlechten

Dichter über manche der hervorragenden Fürsten Klage zu erheben begann.

Ein ganz anderes Verhältniß, als zwischen Gönner und Dichter, war das, welches zwischen den Poeten und den Frauen stattfand. Jenem gegenüber hatte der Dichter für die gewährte Unterstützung nur die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen: er verkündete sein Lob in alle Welt, er widmete dem Todten den Nachruf, und mancher Fürst und Herr hat durch das Lied einen gefeierten Namen erhalten, obwohl die Geschichte ihm wenig Rühmliches nachzusagen weiß. Im Bereich der provençalischen Zunge, wo die Dichtkunst tiefer in das öffentliche Leben eingriff, nahm auch der Dichter Partei und schleuderte für seinen Herrn und Gönner schneidende, höhnende oder zündende Lieder bei den Streitigkeiten und Kriegshändeln in die aufgeregten Gemüther. Er war ein nicht zu verachtender Bundesgenosse.

Ganz anders mit den Frauen. Auch diese finden wir als Gönnerinnen der Kunst helfend, fördernd, ermunternd, voll Theilnahme und Liebe, und zugleich als kritische Beurtheilerinnen. Aber daneben gingen sie mit dem Dichter ein persönliches, innigeres Verhältniß ein: der Dichter widmete sich *einer* Dame, sang nur von ihr und als Dichter forderte er seine Belohnung in der Liebe. Dies eigenthümliche Verhältniß gilt aber nur für den provençalischen Dichter; der deutsche war von den Frauen geschätzt um seiner Lieder willen, aber nicht geliebt darum; Liebe konnte er nur als Mann, als Ritter fordern, und sein Gesang war höchstens eine Ursache, ihn liebenswürdiger zu machen. Ein Recht zwar hatte auch der provençalische Dichter nicht auf die Liebe der Dame, von der er angenommen war, so wenig wie der Ritter, aber gleich diesem mußte auch ihm die Liebe schließlich voll und ganz zu Theil werden. Es war dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung.

Wie wir schon oben angedeutet haben, war der Dichter der Frau gegenüber dem Ritter völlig ebenbürtig. Sie nahm ihn in die Lehnspflicht auf und erklärte ihn ausdrücklich zu

ihrem Ritter. Da die Geburt nicht über das Talent entscheidet, so blieb hier die Frage, ob hoch oder niedrig geboren, ob Ritter oder nicht, völlig außer dem Spiel. Der Niedrigstgeborene konnte sich durch seine Lieder, wenn anders er sein Talent mit höfischer Sitte paarte, bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft erheben. Bernart von Ventadour war, wie die Lebensnachricht sagt, der Sohn eines Schloßknechts und Ofenheizers. Sein Talent, das sich früh zeigte, verschaffte ihm die Zuneigung seines Herrn, des Vizgrafen von Ventadour, der ihn zu sich nahm und selbst in der Dichtkunst, die er übte, unterrichtete. Bald an Ruf zunehmend, wagte er es, seine Augen zu dessen Gemahlin, Agnes von Montluçon, zu erheben, die von seinen reizenden Liedern entzückt war und seine treue und lange Anhänglichkeit mit einem Kuß belohnte. Später sehen wir ihn, schüchtern freilich, die Herzogin Eleonore von der Normandie feiern, die sich seine Lieder gern gefallen ließ. Er lebte an ihrem Hof und besuchte sie auch in England, als sie die Gemahlin Heinrich's II. und Königin geworden war. Ein anderer Troubadour, Folquet von Marseille, war der Sohn eines Kaufmanns, aber durch die Dichtkunst wie die geselligen Talente verschaffte er sich bald Eingang in die ritterlichen Kreise. Er erwarb sich die Gunst verschiedener Großen und feierte als seine Dame Adalasia, die Vizgräfin von Marseille, deren Gemahl sich seiner besonders annahm, bis er durch eigene Schuld die Gnade verlor und dann in den Dienst einer griechischen Kaiserstochter trat, der Eudoxia Gräfin von Montpellier. Eines Tuchhändlers Sohn war Aimeric von Peguilain, der glücklichste und geehrteste Hofdichter. Da er noch jung war, nahm schon die Gräfin Eleonore von Toulouse, Schwester Peter's II. von Arragonien, seine Lieder zu ihrem Lobe an. Dann war er nach den unglücklichen Schicksalen des Hauses Toulouse Günstling am castilischen Hofe, sowie später in Italien bei Montferrat, Este und Malaspina. Auch Guiraut von Borneil, welcher der erste der Troubadours genannt wird, war von ganz niederer Herkunft, desgleichen Perdigon, der

Sohn eines Fischers, und Peire Vidal, ein Kürschnerssohn, der, trotz seiner Narrheit und seiner unermeßlichen Eitelkeit und Aufgeblasenheit, dennoch um seiner hohen Talente willen bei den ausgezeichnetsten Männern und Frauen in großer Gunst stand. Gauceln Faidit, von bürgerlichen Eltern geboren, heruntergekommen durch Schlemmerei und Würfelspiel, lange Zeit als niederer Spielmann umherstreifend und selbst seine Lieder singend, verheirathet sogar mit einer landstreichenden Dirne, die er auf seinen Fahrten mit sich führte, Gaucelm wagte es trotzdem, seine poetische Huldigung einer der glänzendsten und gefeiertsten Damen, Maria von Ventadour, anzutragen und wurde angenommen, freilich unter der Bedingung des strengsten Anstandes.

Wir sehen aber, wie hoch die Dichtkunst von den Damen geschätzt werden mußte. Es war eine Ehre für sie, einen berühmten Dichter in ihrem Dienste zu haben und der Quell seiner Poesie, die Gefeierte in seinen Liedern zu sein. Deshalb nahm ihn wohl die Dame an, selbst wenn sie ihn nicht liebte noch ihm jemals Liebe zu erweisen gedachte, ja sie war ihrerseits bemüht, die Initiative zu ergreifen und ihn an sich zu fesseln. So machte es Margaride, die Gattin des Vizgrafen Raynaut von Aubusson, mit dem eben genannten Gaucelm Faidit, obwohl sie daneben noch mit einem andern Ritter ein Liebesverhältniß hatte, mit dem sie sogar in Gaucelm's Hause in dessen Abwesenheit eine Zusammenkunft hielt. Freilich war der Dichter entrüstet, als er davon erfuhr, und gab seinem Zorn in einem Gedicht gegen die Dame Raum. Ganz ähnlich geschah es dem Dichter Raimon von Miraval, den die gefeierte Loba von Penautier, dieselbe, um deren willen Peire Vidal sich in die Wolfshaut nähen ließ, allen ihren übrigen stolzen Verehrern vorzog, den Fürsten und Herren, die nach ihrem Schlosse wallfahrteten, angelockt durch den großen Ruf ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit. Nur weil er die Kunst besaß, ihren Ruf noch weiter zu verbreiten und höher zu erheben, sowie ihn nicht minder gegen die Anschuldigungen, die sie mit Recht trafen, zu

vertheidigen, zeichnete sie ihn aus, denn im Geheimen liebte sie einen Andern, einen hohen Herrn, den Grafen von Foix. Als Raimon davon erfuhr, dachte er zuerst, sich poetisch an ihrem Rufe zu rächen, aber er zog es dann vor, Betrug mit Betrug zu vergelten. Er stellte sich, als wolle er ihren Namen gegen alle Welt vertheidigen. Die Dame, entzückt darüber, verspricht ihm, jeder andern Liebe zu entsagen und sein mit Leib und Seele zu sein, daß er mit ihr nach Belieben schalten könne. Mit Freude nahm er das Anerbieten an, denn Jahre lang hatte er darum gerungen und nichts erhalten, als schon zwei Jahre vorher einen einzigen Kuß. Aber nach einer Zeit des Genusses verließ er plötzlich die getäuschte Loba und widmete Herz und Liebe einer andern bereits heimlich erkorenen Dame.

Auch des Markgrafen Wilhelm von Montferrat Schwester Beatrix wies den armen Rambaut von Vaqueiras, den ihr Bruder zum Ritter gemacht hatte, nicht zurück, ja sie ermunterte ihn, als er es nicht wagte, seine Verehrung einer so hohen Dame zu gestehen. Das Verhältniß Beider ist bezeichnend. Da er zu schüchtern war zum offenen Geständniß, so wollte er ihre Gesinnung auf einem Umweg erproben. Er legte ihr die Frage vor, was er thun solle, da er eine so angesehene Dame liebe, daß er nicht den Muth habe, sich ihr zu erklären. Sie aber durchschaute ihn und antwortete, sie finde seine Scheu zwar natürlich, indeß würde sie doch an seiner Stelle ihr Herz und Dienste anbieten; in keinem Falle würde die Dame ihn darum geringer schätzen, wenn sie irgend Klugheit und Artigkeit besitze; er sei vielmehr von der Art, daß eine Jede ihn willig zu ihrem Ritter annehmen würde, und ähnlicher Beispiele gebe es ja genug. Durch diese Antwort fühlt sich denn der Dichter ermuntert, gesteht seine Liebe und wird von Beatrix unter der Bedingung angenommen, daß er sich fortan durch Wort und That hervorthue. Rambaut ist überglücklich und singt:

„Jetzt schließt mir Lieb' ihr ganzes Wesen auf,
Sie, die mich flehn und seufzen läßt: ich bat

Die schönste Frau der Welt um ihren Rath;
Sie mahnte mich, zu lieben hoch hinauf
Die Edelste und ihr mich hinzugeben,
Dies werde mir gelohnt und nicht vergällt,
Und da sie ist die erste Frau der Welt,
So weih' ich ihr mein Hoffen und mein Streben."

Aber Neider und Verleumder drohten das schöne Verhältniß zu stören, und brachten die Dame gegen ihren Ritter in dem Grade auf, daß sie ihn wieder verabschiedete. Doch führte der Markgraf, ihr Bruder, der den Dichter hochschätzte und wie einen Freund liebte, eine Versöhnung herbei und das Verhältniß nahm seitdem einen so innigen Character an, wie ihn nur die Liebe zu schaffen pflegt.

Diese beiden Erzählungen von der Loba und Beatrix zeigen schon, daß nicht alle hohen Damen ihren liebenden Dichter schmachten und verschmachten ließen und den Sehnsüchtigen, nach der Liebe Hungernden mit freundlichen Blicken, guten Worten, einem Handkuß, oder wenn es sehr hoch kam, mit einem Kuß abspeisten. Es ist wieder ganz dasselbe, wie mit dem Ritter und seiner Dame. Er sollte sich bescheiden und konnte doch nicht; er wurde bis an die Pforte des Paradieses gelassen und hier sollte er stehen bleiben mitten zwischen Weh und Wonne, den Blick vorwärts gerichtet in die Seligkeit, sie anschauen und doch ihr entsagen. Gaucelm Faidit hielt die Bedingung des strengsten Anstandes, die ihm von Maria von Ventadour auferlegt war, sieben Jahre, aber länger nicht. Da trat er vor sie hin und verlangte, sie solle ihm die Liebe mit der That beweisen, oder er werde sich eine andere Freundin suchen. Maria wollte den Dichter ungern scheiden lassen, weil sie seine Rache fürchtete. In dieser Lage kam eine Freundin ihr zu Hülfe und lenkte mit guten Worten die Liebe des Dichters auf sich, daß er gern die erste aufgab. Freilich täuschte auch sie ihn wieder. Gaucelm rächte sich zwar an der Betrügerin im Liede, aber er hatte doch im Liebesdienst einen Fehler begangen, den er lange und schwer zu büßen hatte

und erst mit einem Kreuzzug sühnen konnte, den der Untreue an der ersten Geliebten.

Zweierlei verlangten nämlich die Damen besonders von ihrem Dichter, wie vom Ritter, einmal, daß er das strengste Geheimniß beobachte, und zweitens, daß er nur die eine Dame ausschließlich besinge. Der Bruch des Geheimnisses, nicht blos die Nennung des Namens, sondern auch so deutliche Anspielung, daß die betreffende Person errathen werden konnte, hatte augenblickliche Verabschiedung zur Folge. Die Dichter wählen darum für ihre Geliebte beständig einen fingirten Namen, eine Sitte, die ebensowohl in Deutschland stattfand. Ein Dichter nennt seine Dame „Magnet", ein anderer „schöner Gebieter" oder „gute Hoffnung", ein anderer — nicht ohne tiefgefühlte Bedeutung aus der verzweifelten Stimmung seines Herzens — „mon diable." Auch Männernamen sind gebräuchlich, um den Leser oder Hörer irrezuführen.

Sträflicher noch war es, wenn der Dichter in der Zeit, da er einer Dame huldigte, ein Gedicht an eine andere richtete. Bertrand de Born, welcher Mathilden von Montignac diente, hatte einmal aus Liebe zu seinem Freunde, dem Vizgrafen von Comborn, dessen Verbindung mit einer schönen Dame von Bourgogne gefeiert und Limousin zu dieser Eroberung Glück gewünscht. Sofort sah er sich von seiner Dame entlassen. Bertrand war aber nicht der Mann, im Kampf wie in der Liebe zu verzagen. All sein Talent bot er auf, die schönsten Lieder dichtete er, ihr Herz wiederzugewinnen, er schilderte sie als die Dame, die alle Schönheiten des Landes in sich vereinigte: allein all seine Kunst schien umsonst und vermochte nicht das harte Herz zu erweichen. Endlich übernahm eine befreundete Dame die Vermittlung und bewirkte die Versöhnung.

Die Strafe, welche dem armen Dichter zu Theil wurde, die Ungnade, konnte zuweilen hart sein, denn mit derselben mußte er auch gewöhnlich den Hof verlassen und war der unsteten Wanderung auf's Neue preisgegeben. Wie die

Verhältnisse lagen, fand er wohl eine andere Dame, die ihn gern annahm, wenn anders er Talent und Ruf genug besaß, aber er mußte in seiner Werbung von vorn wieder anfangen. Und so kam das Alter heran und er sang immer noch von Liebe, womit er begonnen hatte. Manchem Dichter gefiel auch der Wechsel in der Liebe wie das abenteuernde, dem Zufall anheimgegebene Wanderleben, und mancher konnte am Ende eines langen Lebens eine ganze Reihe berühmter Damen aufzählen, denen er Herz und Gesang gewidmet hatte.

Hören wir zum Schlusse noch das Leidensbekenntniß eines armen, schwärmerisch minnenden Dichters, der auch nach Erhörung schmachtete, Leiden, die noch zu der Trübsal der Verbannung, der Wanderung, des Hungers vielleicht und der Schmach hinzukamen. Nachdem er sich das Bild der Geliebten in allen ihren einzelnen Schönheiten vorgestellt hat, fährt er fort: „Wenn das Herz mich daran erinnert, dann ergreift mich solch ein Bangen, ich weiß nicht, woher, wohin, und wundere mich, daß ich mich noch aufrecht halte, denn Muth und Farbe vergeht mir. So bedrängt mich Eure Liebe, solchen Kampf bestehe ich Tag für Tag. Aber Nachts führe ich einen noch härteren Streit, denn wenn ich mich niedergelegt habe und ein wenig Ruhe zu genießen glaube, wenn die Gefährten alle schlummern und nichts sich rührt noch regt, alsdann drehe, wende und winde ich mich, denke hin und her und seufze. Oft setze ich mich aufrecht und strecke mich gleich wieder hin, stütze mich erst auf den rechten Arm, dann auf den linken, ziehe die Decke plötzlich ab und decke mich wieder zu. Und habe ich mich so genug herumgeworfen, so bringe ich die Arme hervor, falte die Hände und richte Herz und Auge nach Eurer Gegend hin, als könntet Ihr mich vernehmen. Ach, edle, liebliche Frau, erlebte doch dieser treue Liebende den Tag oder den Abend, wo er Euren holden, zierlichen Leib in seinen Armen erblickte und Euch Augen und Mund küssen dürfte!“ . . .

Sechstes Kapitel.

Die Wohnung.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die ritterliche Welt, wie sie sich bisher uns gezeigt hat, viel Feinheit der Sitte und des Lebensgenusses offenbart, die zuweilen schon an das Raffinement streift. Es ist eine zwar beschränkte, doch hochgebildete Gesellschaft, die Luxusbedürfnisse hat und nach ihrer Befriedigung trachtet. Damit dürfte ihre Wohnstätte im Widerspruch stehend erscheinen. Wir sind nur zu geneigt, die ritterliche Burg, zumal in jenen noch frühen Jahrhunderten, uns als die Stätte der Oede, der Unbehaglichkeit, des dumpfen Schreckens zu denken, während Andere im Gegentheil den Ursitz häuslicher Gemüthlichkeit in ihr vermuthen. Die Einen wie die Andern haben nicht ganz Unrecht, und eben darum dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen oder beide Extreme vereinigen. Lag die Burg in einer Niederung, so schlossen die hohen Ringmauern die Luft ein und machten sie dumpf und schwer, und die Wassergräben verbreiteten Feuchtigkeit durch alle Gebäude. Oben auf der Höhe gelegen, litt sie an dem entgegengesetzten

Uebel: von Stürmen umsauft, jedem Wind und Zug ausgesetzt, der von einem Ende zum andern hindurchfuhr, hatte sie kein Mittel, sich dagegen zu sichern, ohne zugleich das Licht abzusperren, denn Glasfenster waren nur in äußerst seltener Anwendung; dazu die Löcher für Luft und Licht klein und niedrig, die Mauern dick, die Wände nackt und kalt, unserer papiernen Augenluft, der Tapeten, ermangelnd, der Boden vielleicht nur ein Estrich oder thönerne und steinerne Fliesen. Und doch mochte es gelingen, dieser Hindernisse und Unbequemlichkeiten ungeachtet, für Zeiten wenigstens der Burg einigen Reiz abzugewinnen und sie selbst mit dem glänzenden, farbenreichen Schauspiel, das uns sonst das Ritterthum bietet, in Einklang zu bringen. Wir sehen dabei freilich von der Wohnung des niedern und unbemittelten Adels, soweit er nicht in die Kreise ritterlicher Sitte hineingezogen war, völlig ab. Dieser hatte damals kaum angefangen, sein niederes Gehöft mit Mauern zu umgeben oder sich auf einer Felsenspitze ein enges, festes Haus zu bauen, das mit Mühe und Noth ihn, die Familie und das Gesinde fast in einem einzigen Raum umschloß. Hier darf man so wenig die höfische Sitte suchen, als solch ein „Burgstall" ihr eine passende Stätte geboten hätte. Wir haben uns bisher auf die Gesellschaft beschränkt, welche von dem höfisch-ritterlichen Wesen ergriffen und gebildet war: nur ihre Wohnstätte ist es, die wir im Folgenden schildern.

Der Lehnsstaat und das Lehnsverhältniß machten in einer jeden Herrenburg das Bedürfniß einer geräumigen Halle nothwendig, einerlei, ob sie in der Niederung gelegen war oder auf luftiger Höhe oder als Palast in den Mauern einer Stadt. Die Anlage jedoch war eine verschiedene, je nachdem die Burg die alte Einrichtung der fränkischen Meierhöfe und der norddeutschen und skandinavischen großen Gehöfte fortführte und erweiterte, oder, wie im nördlichen und westlichen Frankreich und in England, das kriegerische Bedürfniß mit Rücksicht auf ununterbrochene innere Unruhen und Fehden in durchgreifender Weise Neuerungen veranlaßt hatte. Nach der Weise der alten Pfalz, wie wir sie

namentlich aus der Zeit Karl's des Großen näher kennen, waren in der größeren Burg eine Reihe einzelner, gesonderter Gebäude zusammengefaßt, jedes mit seinem bestimmten Zweck. So war denn auch die Halle, das Versammlungs- und Festhaus ein besonderes, für sich stehendes Gebäude, und zwar der Hauptbau und der Mittelpunkt des friedlichen Lebens und Verkehrs auf der Burg. In ähnlicher Weise fanden die kriegerischen Zwecke ihren Mittelpunkt in einem zweiten Hauptgebäude, einem selbstständigen hohen, Burg und Gegend überragenden und beherrschenden Thurm, dem Berchfrit. Die Kriegskunst und das architectonische Geschick der Normannen, die allezeit gegen störrische Vasallen und empörte Unterthanen gesichert sein mußten, hatten nun mit dieser Anlage, den Sitten ihrer ursprünglichen Heimath zuwider, eine bedeutende, umgestaltende Veränderung vorgenommen. Sie verlegten nämlich die Halle und ihre beständige Wohnung zugleich in den Thurm, den sie zu einem vier Stock hohen Palast mit außerordentlich dicken Mauern auf meist viereckiger Grundlage ausbauten. An diesen colossalen Thurm, Donjon genannt, der seinen Eingang wie der Berchfrit im ersten Stock hatte, schlossen sich, jedoch getrennt liegend, eine Reihe kleiner, gegen seine Größe verschwindender Wirthschaftsgebäude und Ställe an, umgeben von derselben Ringmauer. Diese aber hatte weniger Bedeutung, da alle Kunst und List zur Vertheidigung an den Thurm verwendet war. Der Donjon beherbergte auch die herrschaftliche Familie, gewöhnlich im vierten Stock, der in Zimmer getheilt war, während den zweiten und dritten die Halle einnahm, der erste die Dienstmannschaft und die Küche enthielt und das fast luft- und lichtleere Erdgeschoß, in welches man von oben herabstieg, die Vorräthe barg. Diese Einrichtung konnte jedoch den gesteigerten Bedürfnissen, der erweiterten Gastlichkeit und dem entfalteten Glanze des ritterlichen Lebens nicht genügen. Man sah sich daher dort, wo die normannische Einrichtung des Donjons Fuß gefaßt hatte, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert genöthigt, allmälig davon abzugehen, theils durch Erweiterung

des Donjon zum Palast mit gleichzeitiger Verstärkung der kriegerischen Außenwerke und zugleich mit Gestattung eines besonderen Frauenhauses, das sich wohl mit dem Donjon durch eine schwebende Brücke verbunden zeigt. Es erscheint noch bemerkenswerth, daß auf diese Burgeinrichtung, von der sich noch in Frankreich und England großartige Ueberreste erhalten haben, in den romantischen Dichtungen der Ritterzeit so gut wie gar keine Rücksicht genommen ist. Dagegen erkennen wir überall die deutsche und zugleich ursprüngliche Weise.

Hier war die Lage der einzelnen Gebäude, der kriegerischen wie der wirthschaftlichen, natürlich sehr von der Beschaffenheit des Terrains abhängig, dem man sich auf Felshöhen anbequemen mußte. Der Leser, dem das Innere der Wartburg einigermaßen in Erinnerung ist, wird sich die Vertheilung leicht verständlich machen. An dem einen Ende der ovalen, sehr in die Länge gezogenen Grundfläche, befand sich der durch allerlei Kriegsbauten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, verstärkte Eingang, am entgegengesetzten, als letzte Zuflucht nach Ueberwältigung des Thores und der Mauer, der Berchfrit. Inmitten dort, ungefähr wo die Fläche am breitesten ist, stand und steht noch die Halle oder, wie sie in Deutschland genannt wurde, der Saal oder Palas (d. i. Palatium, Palast, Pfalz), und zwar, um vorn möglichst weiten, offenen Raum für Feste, Spiele, kriegerische Uebungen und Bewegungen zu gewinnen, so auf die Seite gerückt, daß seine hintere Wand mit der Ringmauer Eins wurde. Dadurch war nun diese erhöht wie verstärkt, zugleich aber auch war der Palas in den kriegerischen Dienst hineingezogen, seine Mauer mußte verdickt, sein Inneres zur Vertheidigung von den Fenstern aus eingerichtet werden, was auf die Gestaltung desselben von wesentlichem Einflusse war. Wir sehen hier wieder, wie das die eigenthümliche Seite des Ritterthums ist: das Friedliche und das Kriegerische durchmischt und ineinander gewachsen, das Streben, alle Herrlichkeit friedlicher Künste zu entfalten, aber gebunden durch die unlöslichen Fesseln kriegerischer Zwecke.

Keineswegs immer, wie wir eben auch an dem Landgrafenhause der Wartburg sehen, aber doch sehr häufig und seinem Vorbild, der alten Halle, entsprechend, hatte der Palas nur ein Geschoß, wie die übrigen Gebäude der Burg. Von außen gesehen, ragte er also keineswegs über die Ringmauern so in den Himmel hinauf, wie vielleicht unser Auge und unsere Vorstellung aus den Abbildungen späterer Burgen sich zu denken gewöhnt hat. Vielmehr streckte er sich lang hin, soweit der Raum und das Bedürfniß es zuließ. Jedoch durch ein Souterrain gehoben und mit breiter Freitreppe versehen, bot er immerhin vom Burghof aus einen imposanten und keineswegs der architectonischen Schönheit entbehrenden Anblick dar. Wir müssen uns erinnern, daß wir, was die Architectur betrifft, im Zeitalter des blühenden Romanismus stehen, der erst mit dem Verfall des Ritterthums und wohl nicht ohne Zusammenhang damit in die trocknere Gothik umschlug. Die Zeitdauer dieses frischen, lebendigen, phantasiereichen Stils ist gerade so kurz, wie die Blüthe des echten Ritterthums: kaum entfaltet in seiner üppigen, formen- und farbenreichen, kräftigen Sinnlichkeit, stirbt er wieder dahin, so zu sagen, im besten Mannesalter, bevor er noch, wie seine Freunde und Verehrer meinen, sein eigentliches Leben vollendet hat. Wir mögen uns also die Halle von außen her mit mancherlei architectonischem Schmuck verziert denken, das Dach und die Wände schimmernd von wechselnd farbigen, glasirten Ziegeln — wenigstens wissen die Dichter und die Kunstgeschichte zugleich davon zu erzählen — die Fenster gekuppelt mit zierlichen Säulchen, im Rundbogen überspannt und die Laibungen und Archivolten mit jenem Zickzack- oder sonstigem leichten Ornament überzogen, woran der romanische Stil so reich ist, vielleicht auch vor den Gallerien die zur Vertheidigung geschickten Zwergarkaden, und an den gehörigen Stellen in Reliefs das phantastische Spiel von Laubwerk, von abenteuerlichen Thier- und Menschengestalten. Die erhaltenen Baureste geben uns Anhaltspunkte genug für das Alles, selbst an kleineren Burgen.

Gehen wir die Freitreppe hinauf und treten durch ein keineswegs breites Portal in den Palas, so stehen wir in der großen Halle, die dazumal nur in außergewöhnlichem Falle mit Gewölben überdeckt war; eine flache Balkendecke legt sich über uns, die in ihren Zwischenfeldern Raum für Malereien darbietet. War die Halle groß und breit, so war die Decke noch durch Säulen gestützt; auch liefen wohl Gallerien an den innern Seiten vor den Fensterwänden hin, welche die Halle zu einem innern Raum machten, diejenigen, welche sich darin aufhielten, mehr vor den hereinfliegenden Geschossen sicherten und zugleich den Vertheidigern ihre Sache erleichterten. So war die Einrichtung auf der Wartburg, doch kam sie wohl nur bei den Burgen größter Art in Anwendung. Vielmehr ist es gewöhnlich, daß vom Saale aus tiefe und breite, im Rundbogen überwölbte Nischen in die Dicke der Mauern bis zu den Fenstern gehen, welche letztere für sich nur eine kleine Oeffnung verlangen. Dadurch gewinnt das Innere der Halle einen reicheren Wechsel von Licht und Schatten, dunklere und hellere Partien und kleine, zurückgezogene Räumlichkeiten, die ebensowohl dem traulichen Selbander und heimlichen Geflüster wie dem träumerischen Hinausschauen vom hohen Fernster in die weite Ferne über Berg und Thal beliebte Plätzchen boten. Das enge Beisammenleben im Donjon ging hier noch weiter. Man schlug seitwärts, den Wandflächen parallel, Oeffnungen in die oft fünfzehn und mehr Fuß dicken Mauern, legte darin für die Besatzung und Dienerschaft kleine Schlafgemächer an, also gleich unmittelbar hinter den Schießscharten, die sie zu bewachen hatten, und zog ein künstliches und geheimes System von Treppen und Gängen hindurch, auf denen man dem etwa eingedrungenen Feinde unerwartet in den Rücken fallen konnte.

Die Halle konnte im Innern an den passenden Stellen den gleichen architectonischen Schmuck tragen wie im Aeußeren, sonst mögen wir uns die Wände nackt oder höchstens farbig angestrichen, und den Fußboden mit einem Estrich, mit kleinen verzierten Thonplatten oder wechselnd farbigen Fliesen belegt

denken. Mochte das bei größeren Hallen und im Sommer der Fall sein, so war es sicherlich anders bei festlichen Gelegenheiten und auch im Winter, wenn die Halle als Wohn- und Familienzimmer gebraucht wurde. Wenn ein Fest nahte oder bedeutende Gäste erwartet wurden, so öffnete der Hausbofmeister seine Vorrathskammern und holte die gewirkten Teppiche und Tapeten hervor, unter denen sich manche kunst- und figurenreiche befanden. Nun wurden die Wände rings behängt und Thüren und Fenster und Nischen erhielten ihre Vorhänge, wofür bewegliche und drehbare eiserne Stangen bereits an den Mauern vorhanden waren; andere Teppiche wurden über den Fußboden hingebreitet, andere über die Tische. Die Sitze und Bänke in den Nischen oder an den Wänden rings herum erhielten ihre Kissen und Decken. So gewann die Halle ein ganz anderes Ansehen und mochte bei der weichen, warmen Wolle und dem farbig bunten Schimmer den Eindruck der Kälte und Oede leicht verlieren. Hatte eine Burg der sich drängenden Gäste und der Unterhaltungen so viele, wie sie die Wartburg unter dem Landgrafen Hermann sah, so mögen wir auch annehmen, daß die Tapeten und Decken von den Wänden nicht herunterkamen, außer um durch neue ersetzt zu werden. Damit war aber die Halle noch nicht geschmückt genug. Von der Decke hingen Kronleuchter herab, die eine ziemliche Anzahl Wachskerzen trugen, und kleine Wandleuchter waren ringsum in großer Zahl angebracht; Armleuchter standen auf den Tischen. Ueber den Boden hin, so war die allgemeine Sitte, waren zur Kühlung und Erfrischung frische Binsen, Gras oder Laub oder ein voller Blumenregen gestreut, und in der Rosenzeit lag diese duftende Blume bei solchen Gelegenheiten auf dem Boden „Hände dick". Beim Gastmahl standen die Tische gewöhnlich an den beiden Längsseiten der Halle aufgeschlagen, an einer der kürzeren aber der Ehrensitz, auch die „Brücke" genannt. Inmitten zwischen ihnen erhob sich das Dressoir oder Büffet, ein pyramidal und treppenartig aufsteigender Tisch, der zur Schau trug, was das Haus von goldenen oder silbernen oder

sonst kunstreich gearbeiteten Gefäßen besaß; Blumen und Lichter standen dazwischen. In einer kleineren Halle hatte das Büffet, wie bei uns, seinen Platz an einer Wand. Auch findet sich, daß die Teppiche parfümirt werden und man die Luft der Halle mit Wohlgerüchen erfüllt.

Nicht immer nahm die Halle das Gebäude des Palas für sich allein in Anspruch, sondern es konnten sich zu beiden Seiten auch noch Wohn- und Schlafgemächer des Burgherrn und seiner Gemahlin befinden. Sonst war die Wohnung der Frauen ganz abgesondert davon oder sie befand sich auch im zweiten Geschoß, wenn der Palas ein solches hatte. Gerade so war es mit den Gastzimmern, welche die kleineren Burgen nicht kannten. Diese beherbergten wohl den Gast in demselben einen Raum, welcher der Familie als Halle, Wohn- und Schlafgemach diente, und sonderten sein oder das eheliche Bett höchstens durch Vorhänge ab. Auch auf den größten Burgen konnte nicht jeder Gast ein besonderes Zimmer erwarten, da zu diesem Zweck, trotz der ausgedehnten Gastlichkeit, wegen Mangel an Raum nur eine geringe Anzahl von Räumlichkeiten bestimmt war. Hatte die Zahl der Fremden bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei größeren Festen eine mehr als gewöhnliche Größe, so mußten sie sich den Umständen anbequemen und mit dem zufrieden sein, was geboten werden konnte. An Betten und Bettzeug führte die Burg einen hinlänglichen Vorrath. Dann wurden für die Nacht in allen möglichen Räumlichkeiten die Betten aufgeschlagen und des Morgens wieder entfernt. Auch die Halle wurde dazu in Anspruch genommen, und hier lag denn zuweilen das ritterliche Gefolge der Fürsten in Schaaren beisammen. Reichte auch so der Raum nicht aus, so schlug man im Sommer Zelte und Hütten auf und schaffte Gemach in den nahgelegenen Ortschaften, insbesondere in der Stadt, wenn eine solche zur Burg gehörte. So wird z. B. Eisenach die größere Zahl der landgräflichen Gäste, die auf die Wartburg kamen, allezeit beherbergt haben. Ehrengäste erhielten natürlich ein besonderes Zimmer, das nach Möglichkeit reich

und bequem ausgestattet und mit gutem, frischem Bett und in Winterszeit mit hellem Feuer von dürrem Holz im Kamin versehen war. Sie hatten darin theilweise ihre eigene Bedienung, wenn anders sie Gefolge mitgebracht hatten, oder sie wurden ihnen von Seiten des Hauses durch dienende Jungfrauen, Edelknaben, Knappen und Ritter, je nach Erforderniß ihres Ranges, zu Theil.

Wenn die Burgfrau eine Anzahl Gesellschaftsdamen hielt, so bedurften sie, wenn nicht ein gesondertes Gebäude, doch mehrere meist zusammenhängende Räumlichkeiten, die einen für sich abgeschlossenen Theil bildeten, der als Ganzes, wie jedes Zimmer für sich, „Kemenate" genannt ward. Den Herren waren sie nur auf Einladung zugänglich. Aber diese wurde werthen Gästen sehr gewöhnlich zu Theil. Die Dame empfing den Besuch gern in ihrem bequem eingerichteten Gemach und sah ihn hier gewöhnlich zuerst, wenn nicht die hohe Würde des Gastes oder etwa schuldige Dankbarkeit für Befreiung aus Gefahren eine größere Ehre erforderlich machten. Dann ging sie ihm wohl bis an die Stufen des Palas oder selbst bis an das Thor der Burg entgegen.

Da das Wohngemach auch gewöhnlich zum Schlafgemach seines Eigenthümers diente, so war die Ausstattung der Zimmer im Wesentlichen nicht verschieden, sondern unterschied sich nur durch das Mehr und Minder, durch größeren oder geringeren Reichthum. Jedes Wohn- und Gastzimmer hatte seinen Kamin, der mit vorspringenden Seiten und mit seinem weit heraustretenden Mantel einen guten Theil des Raumes hinwegnahm, denn mit Ausnahme der Halle müssen wir uns fast alle übrigen Gemächer klein denken. Die Halle hatte gewöhnlich mehrere Kamine, die auf der großen Wandfläche eine angenehme Abwechslung darboten. Bei der erhöhten Lage und der Mangelhaftigkeit der Fenster hätte ein einziger nicht ausgereicht, und auch so nur konnte man allein in der unmittelbaren Nähe des Feuers einige Wärme erhalten. Zu größerer Bequemlichkeit befand sich vor dem Kamin gewöhnlich eine Bank mit Rücklehne, die zugleich ein beliebter Platz zur Ge-

sprächsunterhaltung war. Glasfenster waren damals, und selbst noch zwei bis drei Jahrhunderte später, eine große Seltenheit auf den Burgen, so gewöhnlich sie auch in den Kirchen Verwendung fanden. Einzig vielleicht die Wohnung der Burgfrau mag diese Annehmlichkeit und diesen Schmuck zugleich — denn es waren dann farbige Fenster — gehabt haben, und es fragt sich noch, ob es gewöhnlich war. Der Ersatz dafür war freilich sehr unzulänglich, und um so mehr, als die Burg in ungleich höherem Grade als das städtische Haus dem Zugwind und der Kälte ausgesetzt war. Zunächst war man dadurch genöthigt, die Fenster so klein wie möglich zu halten, wenn man auch, um mehr Licht zu gewinnen, die Laibungen nach außen und innen erweiterte. Gewöhnlich hatten die Fenster — und so war es in allen Räumen niederer Gattung — hölzerne Klappen, die, wenn sie geschlossen waren, zugleich das Licht absperrten. Im Sommer konnte man sie offen stehen lassen, aber im Winter war der Uebelstand groß. Daher nahm man statt der Klappen hölzerne Gitterfenster, die einen ähnlichen Anblick gewähren wie die kleinen verbleiten Fenster. Die kleinen Oeffnungen verschloß man am besten mit Marienglas, wenn man es hatte, und das war gewiß ein seltener Fall, oder mit Pergament, mit Leinwand, mit Horn, Blasenhaut u. A., alles Nothbehelfe, die entweder zu wenig Licht oder zu viel Luft und Kälte hereinließen. Schloß man dann noch die schweren Vorhänge, die jedes Fenster in einem ordentlichen, gut ausgestatteten Gemach hatte, so war vollends das Licht genommen. Im Winter mochte es darum in diesen Räumen oft unheimlich genug sein. Bei Nacht aber, wenn Fenster und Thüren dicht verschlossen sein konnten, wenn die Kerzen brannten und das Feuer im Kamin loderte, machten sie sicher mit ihren Winkeln und Nischen, mit den großen, festen Möbeln und vor Allem mit der reichen Anwendung der bunten, weichen Decken, Teppiche und Kissen einen höchst behaglichen Eindruck.

Wir mögen uns denken, daß der Luxus der gewirkten Stoffe für manche Unannehmlichkeit und Unbequemlichkeit ent-

schädigen mußte. Wie wir das schon bei der Halle gesehen haben, sollte in einem wohleingerichteten Zimmer, namentlich im Frauengemach, in einem ungleich höheren Grade schier Alles damit bedeckt sein. Wohin der Fuß trat, wohin man sich setzte und anlehnte, also die Wände, der Fußboden, die Bänke und Betten, die Tische und Sessel — Alles verlangte seine weiche, bunte Bedeckung, und die Bänke und Ruhebetten obendrein noch Polster und Federkissen. Auf die Gestalt und die Verzierung der Möbel wurde damals noch weniger Werth gelegt als in der gothischen Zeit, und namentlich für Thüren, für Kisten und Kasten, statt des reichen Schnitzwerks, mehr Bemalung oder theilweise Vergoldung vorgezogen. Doch gab es auch sehr reich verzierte Sessel, z. B. mit geschnitztem Elfenbein, die als Ehrensitze dienten. Die hohen Kasten oder Schränke, die an den Wänden standen oder in Nischen eingefügt waren, hatten mehrere Abtheilungen mit ebensoviel kleinen Thüren; sie dienten vorzugsweise zur Aufbewahrung der zusammengefalteten Leinwand. Neben ihnen waren häufiger noch die niedrigen Truhen mit aufzuhebendem Deckel, die zugleich als Bänke dienten. Solche Truhen oder Bänke mit Rücklehnen und darangehängten „Rücklaken" standen rings an den Wänden, und kleinere in den Fensternischen. Stühle unserer Art waren in seltnerem Gebrauch, doch gab es auch deren ohne Lehne von leichter Art, um sie leicht und bequem zum Feuer tragen zu können, wenn die Bank, die vor dem Kamin stand, bereits besetzt war.

Ein Bett stand so ziemlich in jedem Zimmer, die Halle ausgenommen. War das Gemach nicht gerade zum Schlafgemach bestimmt, so diente das Bett in Art unserer Sopha's zum Ruhebett, und hatte es diese Bestimmung, so unterschied es sich vom Schlafbett durch die fehlenden vorragenden Seitenwände und Pfosten. Man nannte es ein „Spanbett". Natürlich konnte dasselbe durch hinzugefügtes Oberbettzeug allezeit für die Nachtruhe benutzt werden, und so geschah es auch. Beim eigentlichen Bett ragten die Eckpfosten hervor, die am

Kopfende höher waren, als am unteren, und je nach dem Reichthum mehr oder minder verziert, gleich den Seitenwänden. Ueber dem Bett hing, an den Balken der Zimmerdecke mit eisernen Stangen befestigt, ein großer viereckiger Himmel mit Vorhängen, die zurückgeschlagen und aufgebunden werden konnten; der Himmel oder Baldachin stand also in keiner Verbindung mit dem Bett selbst. Was die Ausstattung betrifft, so lag zu unterst ein die ganze Lade erfüllendes Federkissen, das „Pflumit", und darüber der „Kulter" oder die Matratze, worüber wieder das „Leilachen", die Leinwäsche, ausgebreitet war. Der Kopf hatte sein erhöhendes Polster, oder das Pflumit und der Kulter waren bis zur Höhe der Kopfwand hinaufgezogen; dann lag hier noch ein kleines viereckiges „Wangenkissen" oder „Ohrkissen". Zur Bedeckung des Leibes diente ein dickes, wollenes, gestepptes oder aus mehreren Tuchlagen zusammengenähtes „Decklaken", zuweilen auch ein Pelz, oder der Mann legte sich unter seinen weiten Mantel. Ein kleines Lämpchen hing wohl noch schwebend von einer Stange des Himmels oder von der Balkendecke mitten im Zimmer herab. Vor dem Bett, das meist sehr hoch war, stand gewöhnlich eine niedere Bank, sowohl zur Bequemlichkeit des Ankleidens, wie zur Benutzung Derer, die sich noch mit dem Ruhenden unterhalten wollten. Vor der Bank lag ein besonderer Fußteppich, auch wenn der ganze Boden bereits den seinen hatte. Alles in Allem genommen, war das Bett immer ein Prachtstück der häuslichen Ausstattung und das kostbarste Möbel in jedem Zimmer. Nach Kräften hatte die Kunst das Gestell geschmückt, und die kostbarsten Stoffe, Sammet, Seide und reiches Pelzwerk, waren für das Bettzeug und die Vorhänge nicht zu gut.

Den heutigen Schmuck all der namenlosen und unnennbaren Siebensachen, Rippesfigürchen, Statuetten oder an den Wänden aufgehängter Bilder, was uns Modernen zum Reiz einer Wohnung unentbehrlich dünken will, dürfen wir in der ritterlichen nicht suchen, selbst nicht im Boudoir der Burgfrau

oder des Burgfräuleins. Alles das, was hier schmückte, hatte auch zugleich seinen Zweck. Bilder gab es keine anderen, als diejenigen, die sich auf den gewirkten oder gestickten Teppichen befanden, und darunter waren auch solche mit historischen und sagenhaften Gegenständen, wie vom Trojanerkrieg und Alexander dem Großen, von denen ja auch gleichzeitig die ritterliche Dichtung zu erzählen wußte. Was sich im Frauengemach vorfand, waren die Werkzeuge und Geräthe zur weiblichen Arbeit, namentlich zum Sticken, dann Schmuck- und Toilettenkästchen, Arbeitskästchen, und desgleichen Spiele, wie Schach- und Damenbrett und andere. Auch zierlich gebundene Bücher, theils frommen Inhalts, theils die Lieder der Minnesinger und erzählende Dichtungen enthaltend, zuweilen sogar von des Dichters eigener Hand geschrieben und gewidmet, fehlten hier keineswegs. An diese Gegenstände aber, sowie an solche rein nothwendige, wie Handleuchter und Wassergefäße, an die kleinen Hand- und Wandspiegel, bei denen sich damals gerade zuerst das Glas zum blanken Metall gesellte, daran pflegte mehr Liebe, Kunst und Schönheitssinn verwendet zu sein, als wir heutzutage in reichen Häusern finden. Wir würden der Vollständigkeit nicht genügen, wenn wir im Frauengemach nicht auch der gewöhnlichen Mitbewohner gedenken wollten, der Singvögel nämlich, die im Mittelalter zahlreich in den Stuben gehalten wurden und im traurigen Winter die Sehnsucht nach dem Mai und der Waldluft wach hielten, auch der Staare und Papageien, dann noch der kleinen Schooßhündchen und selbst Aeffchen, mit denen auf dem Arm die Damen häufig auf den Bildern vorkommen.

An der Küche und dem jedenfalls wohlausgestatteten Keller und den übrigen Wirthschaftsgebäuden gehen wir vorbei, wie wir bereits Brücke und Thor und Fallgatter passirten, ohne weitere Notiz davon zu nehmen. Doch müssen wir des Burghofs gedenken, der vielfach gesellige Bedeutung hatte und namentlich zu den gewöhnlichen Waffenübungen und Ritterspielen

diente, bei denen ebenfalls die Damen, in der Einsamkeit nach jeglicher Unterhaltung begierig, unten oder von den Fenstern aus gewöhnliche Zuschauer waren. Inmitten des Hofes stand eine Linde, die oft als einzige Entschädigung für die Gartenlust diente. Hier versammelte man sich, hier weilte man zur Unterhaltung, so oft Jahreszeit und Wetter es zuließen, horchte den Erzählungen, der Musik und schaute den Künsten der Jongleurs zu, hierher führte man die Gäste zum Imbiß und zum vertraulichen Gespräch. Bei der Unzulänglichkeit der Wohnung für den größten Theil des Jahres war „ein Baumgarten" ein hochgeschätztes Besitzthum, doch war er selbst auf den größten Burgen innerhalb der Mauern selten oder doch äußerst klein. Theils duldete ihn der felsige Boden nicht, theils suchte man den Umfang der Burg möglichst klein zu halten, um die Vertheidigung zu erleichtern. Auch wenn die Burg mehrere Höfe hatte, sei es, daß das Erdreich terrassenförmig abstieg, oder daß man wegen größerer Besatzung und zum Tummeln der Pferde eines zweiten, größeren bedurfte, selbst dann war ein Garten nicht räthlich, weil die Bäume dem etwa eingedrungenen Feinde Schutz gewähren konnten. Aus diesem Grunde hielt man auch die Abhänge des Burgberges ganz frei von Baumwuchs.

Wo es aber irgend gestattet war, z. B. wenn die Burg mehr einem Palast glich und auf Festigkeit weniger Anspruch machte, fehlte sicher der Baumgarten nicht. Er war eine Nothwendigkeit des Lebensgenusses. Wenn möglich, stieß er unmittelbar an die Wohnung, insbesondere an die Frauengemächer. Wollen wir den Dichtern glauben, so wurde bereits nicht geringe Kunst daran verwendet. Er bedurfte ebenso sehr des Blumenduftes, wie des schattigen Laubdachs hoher Bäume und wohlgehaltener Rasenflächen zu geselligen Spielen; er sollte ebensowohl einsam wilde Plätzchen an fließenden Bächen haben, wie wohlgezogene Rosenhecken und Lauben von Rosenstöcken und Weinreben, die sich über Wasser-

becken und Springbrunnen zusammenwölbten. Gewöhnlich hatte er auch ein verschließbares Gartenhaus, das im Schatten lag und von Schlingpflanzen umrankt war. Es diente zum beständigen Aufenthalt in des Tages Hitze, selbst zum Speisen, und wurde in heißen Sommernächten auch zum Schlafen benutzt.

Siebentes Kapitel.

Lebensluſt.

Wie das Licht Tag und Nacht ſcheidet, ſo ſchied auch der Wechſel der Jahreszeiten für die ritterliche Geſellſchaft das Leben in zwei entgegengeſetzte Hälften, in eine heitere und eine traurige. Ueber den Winter, ſeine Kälte, ſeine Oede, ſeine Einſamkeit und Verlaſſenheit hören wir nichts als Klagen erſchallen; Niemand ſingt vom lodernden Kaminfeuer, von der Gemüthlichkeit der langen Winterabende, von den ſtillen Reizen des häuslichen Heerdes. Wenn aber die warme Frühlingsluft durch die geöffneten Fenſter in die erkalteten Mauern hereinſtrömt, wenn die Wälder grünen und die Blumen ſprießen und ſich öffnen, ſo öffnen ſich auch die Herzen und laſſen die Luſt der Welt einziehen und Alles iſt eitel Jubel und Fröhlichkeit. Das dauert in einem Wechſel und Jagen der Vergnügungen, bis die Vögel wieder verſtummen, das Laub fahl wird, die kalten Nebel aus den Thälern aufſteigen und die Herbſtſtürme die Burgen umſauſen. Dann ziehen mit den Wandervögeln auch die Gäſte ab, um die eigene Ruheſtätte für den Winter zu gewinnen, bevor der Schnee fällt und die Wege ungangbar

werden; draußen verhallt die laute Festlust, und mit Klagen und Hoffen zugleich birgt man sich in seine Mauern, schließt die Fensterklappen dem Winde und der rauhen Luft, zündet die Feuer an und wartet freudenlos, bis des Jahres Wechsel den Mai wieder zurückführt. Nur der Sommer ist Leben.

Dessenungeachtet, trotzdem die Natur allen Lebensgenuß einzig verleiht oder bedingt, hatte diese mittelalterliche Gesellschaft durchaus keinen Sinn für das, was wir unter Naturschönheit verstehen, gerade so wie die damalige Kunst, für welche die Landschaft nicht existirte. Ihre besonderen Formen, ihre Großartigkeit wie ihre Lieblichkeit, die Pracht ihrer Farben, wenn z. B. der Abendhimmel über einer weiten Landschaft glüht, oder die Schönheit ihrer Linien, das Alles fand keine Bewunderer. Stürzende Felsen, Schneegebirge und Gletscher, rauschende Ströme und brausende Wasserfälle, daran gingen der Ritter und der Dichter stumm vorüber; höchstens brachten sie Schrecken in das Gemüth des Reisenden, wie ein liebliches, lachendes Gefilde wohl den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Schönen in der Seele wachrief. Die Natur galt nur insoweit, als sie die Freude am Leben bedingte und vermittelte. Freude gab es nur in der Gesellschaft, im lustigen Verkehr, und der Sommer führte die Gesellschaft zusammen, der Winter trennte sie und löste sie in Familien auf. Die Familie aber genügte der ritterlichen Gesellschaft nicht, erst die nachfolgende bürgerliche Zeit hat die Befriedigung am häuslichen Heerde gefunden. So war es der Sommer, der gepriesen wurde als der Freudenbringer, nicht die Natur in ihrer Besonderheit. Was der Sommer überall mit sich brachte, nicht blos in den Bergen der Schweiz oder am Meeresstrand, das war gleich willkommen und wurde gepriesen und von den Dichtern besungen. Als Verkündiger des erneuten Lebens war es der Mai mit seinem ganzen Gefolge, den der allgemeine Jubel empfing. Der warme Sonnenschein, der frische Duft, der aus der Erde drang, die erquickende Luft, der grünende kühle Wald, die Blumen, die Wiese, die Haide, der Vögel

Sang, und so Alles, was das Leben im Freien verschönte und erhob.

Mit dem Frühling beginnt also die Saison der ritterlichen Gesellschaft, ganz entgegengesetzt der heutigen, die sich den Winter und von der Tageszeit die Nacht dazu auserkoren hat. „Der Mai ist der Zauberer," sagt Walther, „der mit seiner Wonne die Alten wieder jung macht; wo er hinkommt, da will Niemand mehr alt sein, Niemand ist mehr unfroh." Wie Ulrich von Liechtenstein seinen Bruder Dietmar auffordert, mit ihm ein Turnier zu veranstalten und die andern Ritter dazu einzuladen, fügt er hinzu: „Es ist ja überdies die Maienzeit, wo sie ungern zu Hause liegen." So war es. Die Ritter hatten sich den Winter über „verlegen" und sehnten sich nach neuer Uebung der Kräfte und Unterhaltung zugleich, die Hausfrauen bereiteten sich, Gäste zu empfangen, oder ritten mit ihrem Gemahl selber zu Besuchen und Festen fort; die wandernden Zugmenschen, die Spielleute, Sänger, Taschenspieler, die den Winter irgend eine Unterkunft gesucht hatten, stellten in Burgen und Höfen sich ein und waren willkommen; endlich strahlte den Liebenden wieder die Hoffnung des Beisammenseins, denn des Winters Strenge hatte sie von einander ferngehalten. Wer Vergnügen suchte, der fand nun genug in aller Welt, mit den Frauen und ohne sie, Jagd und Turnier, Tanz und Musik, Spiel und freundliches Gespräch, Gastmähler und Gelage. Fangen wir mit den bescheideneren Unterhaltungen des Sommers an.

Eine bestimmte Tageszeit, die dem Vergnügen besonders gewidmet gewesen wäre, wie bei uns der Abend und die Nacht, gab es damals nicht. Wenn einmal Gäste anwesend waren, oder sich sonst wo und wie größere Gesellschaft zusammengefunden hatte, so vertheilte sich die Unterhaltung über den ganzen Tag. Der Morgen begann mit dem Anhören der Messe und mit dem einsamen Lesen von Gebeten. Wir erfahren, daß die Burgfrau mit ihren Gesellschaftsdamen des Morgens in der Frühe, wenn anders es das Wetter erlaubte, dazu in den

Garten hinausging in stille Zurückgezogenheit. Das Frühstück vereinigte zuerst die Gesellschaft, konnte aber auch von den Herren und Damen abgesondert eingenommen werden. Seine Zeit war nicht bestimmt, doch fiel sie nicht früh, und ohne besondere Veranlassung kaum vor neun Uhr, dagegen zum Oeftern später und bis gegen zwölf Uhr. Es war seinen Bestandtheilen nach eine ziemliche Mahlzeit, da es außerdem nur noch ein Hauptmahl gab, welches zu später Stunde und, wenn es festlich sein sollte, bei Kerzenbeleuchtung abgehalten wurde. Doch hatte auch dieses keine so bestimmte Zeit und richtete sich nach den vorausgegangenen oder nachfolgenden Vergnügungen, nach Jagd, Turnier u. s. w. Für die Nacht erhielt man einen Schlaftrunk vor das Bett, bestehend aus gutem Wein oder einem der damals beliebten Mischgetränke nebst einigen Früchten und Gebackenem.

Alsbald nach dem Frühstück ging es hinaus in das Freie, sei es zu einer Jagd, zu Ergötzungen im Garten oder unter der Linde, sei es zu Spaziergängen und zu Spazierritten. Hatte man einen weiteren Weg vor, oder gedachte man länger auszubleiben, so folgten Diener mit einem Imbiß. Dann ließ man sich nieder, wenn man ein anmuthiges Plätzchen erreicht hatte, speiste und überließ sich danach allerlei Spielen. Dabei war das Blumenpflücken und Kränzewinden sehr beliebt. Wir haben noch mehrere bildliche Darstellungen in den Miniaturbüchern von solchen Scenen, wie Herren und Damen, in heitere Gruppen zerstreut, auf blumiger Wiese oder im Garten gelagert sind, die Einen scherzend und lachend in eifriger Courmacherei, Andere musizirend, Andere mit Blumen und Kränzen beschäftigt; wir sehen die Damen das Haupt ihrer treuen Verehrer mit dem Blumenschapel bedecken und umgekehrt die wallenden Locken der Damen von den Herren bekränzen. Auch tauschte man wohl aus nach einiger Zeit. Alle Häupter so geschmückt, zog man heimwärts, singend, plaudernd, musizirend, je nachdem die Art der Heimkehr es zuließ. Bei solchen Partieen gab es denn auch Gelegenheit genug für die

verliebten Paare, sich zusammenzufinden am stillen Orte, abgesondert von der größeren Gesellschaft und unbeachtet von ihren Augen. Die zeitweilige paarweise Sonderung und das Wiederzusammenfinden an bestimmter Stelle gehörte sogar zum Wechsel des Vergnügens. Hatte man sich wiedergetroffen, so lauschte man zusammen den Tönen der Musik, horchte den Erzählungen oder einem neuen Liede, das vorgetragen wurde, sang auch gemeinsam ein bekanntes Minnelied, oder tanzte eine Zeitlang und ergab sich dem Ballspiel, woran ebenfalls die Damen Theil nahmen.

Mit der Musik war man nie in Verlegenheit. Wir haben schon oben erfahren, wie Gesang und Musik durchaus zur Bildung der ritterlichen Dame gehörten. Auch bei den Rittern war die Uebung dieser Künste nicht selten, und bei denjenigen, die sich mit dem Dichten abgaben, sogar nothwendig. Der Schwerthieb und der Bogenstrich vertrugen sich ganz gut für denselben Arm und ebenso Schild und Geige, wie unter Anderm der fröhliche Held im Nibelungenliede, der Spielmann Volker, zeigt, der Schrecken der Hunnen, als sein liebliches Spiel durch jene bange Nacht erscholl, die dem letzten grausen Kampfe vorausging. So fand sich auch ohne die wandernden Sänger ritterlichen oder unritterlichen Standes, deren Hülfe gewöhnlich leicht zu haben war, alsbald Jemand, der im Stande war, einen improvisirten Tanz musikalisch zu begleiten. Man bedurfte dazu nicht viel. Der Reigen war ein einfacher Tanz und bestand mehr in Umgängen mit sanfterer Bewegung, Herren und Damen in wechselnder Stellung Hand in Hand. Zur Begleitung genügte der Gesang eines Tanzliedes, wie sie von den Dichtern eigens zu diesem Zweck nach bestimmten Rythmen gemacht wurden. Irgend Jemand, ein Herr oder auch eine Dame, erhob dieses Lied und die Gesellschaft bewegte sich nach dem Tacte und konnte bei der langsamen Bewegung selbst mitsingen. War ein Instrument zur Hand, eine Geige, eine Laute, eine Rota, um so besser. Man versäumte wohl nicht leicht, sie zu ländlichen Partieen mitzunehmen. Der

Tannhäuser, der sein Leben in Spiel und Lust mit schönen Frauen hingebracht, sagt von sich, daß er mit der Geige dem Tanz voranzuschreiten gewohnt sei, bis ihm die Saite zerspringe und der Bogen breche. Von ihm erfahren wir auch, daß Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich, der Freund der Dichter und Sänger, seiner hohen Stellung ungeachtet selber den Bogen zur Hand nahm und singend und spielend den Tanzenden voranschritt. Er dichtete auch Tanzlieder, doch sind von ihm keine erhalten. Zahlreich haben wir sie von Andern. Gewöhnlich beginnen sie mit der Frühlingsluft: der Mai hat seine Schuldigkeit gethan, jetzt, ihr junges Volk, wohlauf, seid fröhlich und beeilt euch, den Reigen zu singen! Ihr freudenreiche Schaar der Mädchen, legt eure schönsten Sommerkleider zur Ehre des Maien an und kommt heraus auf den blumigen Anger, wo die jungen Männer euch aus grünen Zweigen Schattenhüte brechen! Kommt heraus ihr Alle auf den Plan, wo der liebewunde, sieche Mann wieder gesund wird, wo wir Alle unter Scherzen und Lachen der Sorgen frei werden! — So ungefähr ist das Thema, das alle diese Lieder variiren. Es gab aber neben dem langsamen Reigen, zu welchem sie gesungen wurden, noch einen andern, zu dem sie weniger paßten. Es war ein Tanz, in wildem Springen und Hopsen bestehend, der unter der Dorflinde und am Dorfbrunnen getanzt wurde, weshalb denn auch der Sänger Nithart, der hier sein Vergnügen suchte, davon zu erzählen weiß. Auch das Saitenspringen und Bogenbrechen des Tannhäusers, der auch in der Liebe nicht wählerisch war, paßt mehr dazu.

Gedachte man auf einer ländlichen Partie länger auszubleiben oder zu Festlichkeiten einen schönen grünen Platz wiederholt zu benutzen, wenn auch nicht zum nächtlichen Bleiben, so wurde ein Zelt aufgeschlagen. Da es eine gewöhnliche Sitte war, so wissen die Dichter viel Herrliches davon zu erzählen. Die Zelte selbst, wenn auch nicht gerade von seidenem Stoff, leuchteten in bunten Farben, aus denen sie zusammengesetzt waren. Von farbigen Stricken, welche man ringsum mit starken

Pflöcken am Boden festgeheftet, wurden sie gehalten; oben auf der Spitze glänzte ein vergoldeter Knauf oder ein vergoldetes Thierbild, von einer mächtigen Fahne umwallt, während kleinere bunte Fähnlein rings das Zelt umstanden. Drinnen fanden sich weiche Lager geschichtet mit Polstern, Kissen und Decken an den Wänden rings herum, und der Boden war mit frischem Gras, Laub und Blumen hoch bedeckt. Solche Lustzelte wurden gewöhnlich dort aufgeschlagen, wo größere gemeinsame Turniere stattfanden. Dann prangten sie mannigfach in den Farben ihrer Eigenthümer, denen sie für einige Tage oder Wochen zur Wohnung dienten.

Auch zur Jagd schlug man Zelte auf, sei es, daß man längere Zeit in einer vom Schlosse fernen Gegend zu jagen gedachte, oder daß man zur Einnahme des Mahles nach beendigter Mühe eines schattigen und gesicherten Platzes bedurfte, insbesondere wenn die Theilnehmer zahlreicher waren und Damen sich darunter befanden, so daß man aus der Jagd zugleich ein Fest machte. Mit einem jeden großen Hoflager, das ein Fürst oder ein reicher, mächtiger Herr abhielt, war auch ein solches Jagdfest verbunden, und nicht minder mußte dieses Vergnügen über die Einsamkeit des gewöhnlichen Burglebens die größere Hälfte des Jahres hinweghelfen. Vorzugsweise war freilich auch damals schon der Herbst die Hauptzeit der Jagd, namentlich der größeren. Die Monate August und September waren besonders für den Hirsch bestimmt, dem dann die Jagd auf das Wildschwein bis in den tiefen Winter hinein folgte. Zu der übrigen Zeit gab es hinlänglich Beschäftigung, wenn man sie wollte, mit der kleineren Jagd oder mit der Falknerei. Man jagte im Frühling, zu Ostern und Pfingsten: die Leidenschaft ließ sich noch wenig in strenge Zeitgesetze einschränken, wie sie durch die heutige Jagdordnung gebunden ist. Dem Wildschwein trat man männlich kühn mit dem Spieße entgegen und nahm es im persönlichen Kampfe mit ihm auf. Dies war die gewöhnliche Weise. Sonst suchte man es auch wohl gut beritten in Begleitung von Saubunden auf und führte

dabei ein tüchtiges Schwert oder ebenfalls einen Spieß. Für die kleinere Jagd zu Lande wie zu Wasser, auf der Flur wie im Wald, auf Hasen, Kaninchen und Geflügel aller Art hatte man sehr verschiedene Manieren: man stellte Garne aus, trieb und fing das Wild in Netzen, man verfolgte es mit verschiedenen Hunden, man bediente sich der Tücher, der Lockvögel und der Schlingen.

Die Jagd war unter allen Verhältnissen eine Würze der Gesellschaft, daher denn auch die Frauen mit Eifer nicht blos als Zuschauerinnen, sondern selbstthätig daran Theil nahmen. Nicht an allen Arten freilich, denn die gefährlicheren Jagden, wie die auf Bären oder die auf wilde Schweine, die im Spätherbst oder Winter stattfanden, überließen sie den Männern. Dagegen folgten sie dem Hirsch und mehr noch liebten sie die weniger anstrengende, aber um so größere Geschicklichkeit erfordernde Jagd mit dem „Federspiel".

Die Art der großen Hirschjagd, die „königliche Jagd" genannt, an welcher auch die Damen sich betheiligten, glich der heutigen Parforcejagd im Freien. Es war damals fast überall noch hinlänglich edles Wild vorhanden, so daß man nicht nöthig hatte, es einzuhegen. Indessen kommt es auch schon im zwölften Jahrhundert vor, daß man, um des Wildes für jede beliebige Gelegenheit sicher zu sein, einen großen Wald mit hohen Mauern einschloß und mit Rothwild bevölkerte. Einen solchen Wildpark legte König Philipp August von Frankreich im Jahre 1183 bei Vincennes an, und die Bevölkerung desselben erhielt er von König Heinrich von England zum Geschenk, der die Hirsche und Rehe in seinen Forsten in Aquitanien und der Normandie zusammentreiben, einfangen und auf ein Schiff bringen ließ, das die Seine bis nach Vincennes hinaufführ.

Wenn die Jäger an den Spuren seiner Tritte, an den zerbrochenen Zweigen Weg und Stand eines jagdbaren Hirsches aufgefunden und sich wohl gemerkt hatten, so versammelte sich die ganze Gesellschaft von Herren und Damen, die Jäger, die Edelknaben mit der Masse der Hunde an einem bestimmten

Orte in der Nähe, jagten den Hirsch auf und folgten nun unter Hörnerklang und Hundegebell seinem Laufe, seinen Wendungen und Seitensprüngen, mit denen er die Verfolger zu täuschen glaubte, oft mitten durch Gewässer hindurch. Es war wohl eine Gelegenheit, wobei auch die Reiterinnen ihre Kühnheit und Geschicklichkeit zeigen konnten. War der Hirsch endlich, müde und matt, von den Hunden gestellt worden, so lag es der höchsten Person der theilnehmenden Jagdgesellschaft ob, oder wem es sonst Ehren halber überlassen wurde, den Hirsch mit einem geschickten Stoße zu tödten, worauf derselbe jagdgerecht zerlegt wurde. In Frankreich war es auch Sitte, daß, wenn der König selbst den Stoß vollführte, er die Stücke des zerlegten Hirsches an die vornehmsten Damen des herumliegenden Landes als Geschenk versandte. Wenn es ein weißer Hirsch gewesen war — allerdings ein seltenes Glück — so hatte, wie die Dichtungen erzählen, der glückliche Jäger, der ihn getödtet, das Recht, der schönsten Dame unter den Anwesenden nach eigener Wahl einen Kuß zu geben. Die Ausübung dieses Rechtes soll aber viel blutigen Streit hervorgerufen haben, da kein Ritter dulden durfte, daß in seiner Gegenwart eine andere Dame, als die seinige, für die schönste erklärt wurde, und in Folge dessen hat man bald auf die Ausführung Verzicht geleistet. Wir lassen indeß die historische Wahrheit dahingestellt sein.

Obwohl die Jägerei und die Falknerei das Mittelalter hindurch um den Vorzug in beständigem Streit lagen, so erhielt sich doch die letztere durch die Vorliebe der Damen in besonderer Gunst und selbst in die neuere Zeit hinein, bis das Schrot erfunden wurde und das Knallen der Vogelflinten das schöne und zarte Geschlecht verscheuchte. Für sie hatte diese Art zu jagen und das Wild zu tödten keinen Reiz mehr. Die Falkenjagd, d. h. die Jagd mit dem Stoßvogel überhaupt, sei es nun ein Falke, ein Habicht, ein Sperber oder was sonst, auch gemeinhin die Beize genannt, war ein dem Mittelalter ganz besonders eigenthümliches Vergnügen, da auch das Alter-

thum sie nicht gekannt hat. Ihr Ursprung ist in den nordischen Ländern zu suchen, die später noch die besten Stoßvögel lieferten. Deren Abrichtung war aber sehr schwer und erforderte viele Mühe und Sorgfalt, daher denn auch wohlabgerichtete Falken im Handel sehr theuer bezahlt wurden und ein höchst geschätztes und werthvolles Geschenk für Fürsten sowohl wie für die Damen von Seiten ihrer Ritter oder sonstigen Verehrer bildeten. Auch führte dieser Jagdvogel von allen Vögeln allein das Beiwort „edel"; nicht einmal dem königlichen Adler wurde es beigelegt. Es ist Zeugniß für die Liebe und das Ansehen, worin die Beize stand, daß es eine Zeitlang Mode war, daß Herren wie Damen den Vogel auf der Hand als ihren Gesellschafter stets mit sich herumführten, spazierend wie reitend oder wenn sie Besuche machten; selbst in die Kirche nahmen sie ihn mit. Hiervon machte nicht einmal die hohe Geistlichkeit eine Ausnahme, welche der Falknerei so zugethan war, daß sie uns von einigen ihrer Mitglieder selbst gelehrte und poetische Werke darüber hinterlassen hat. Ein geschätztes Werk über Falkenjagd haben wir bekanntlich von Kaiser Friedrich II., dem das Vergnügen der Beize durch das Unglück vor Parma den Erfolg seiner italienischen Bestrebungen kostete. Die Geistlichen nahmen ihre Vögel ebenfalls mit in die Kirche und stellten sie während der geistlichen Functionen auf die Stufen des Altars oder gar auf denselben.

Mit dem Stoßvogel wurden sowohl andere Vögel gejagt, insbesondere Reiher, Kraniche und Enten, selbst Raubvögel, als auch kleineres Wild, namentlich Hasen. Ein jeder Falke war nur auf eine besondere Gattung von Thieren abgerichtet; vielerlei hätte ihn unsicher und unbrauchbar gemacht. Seine Aufgabe war, den Vögeln gegenüber, in den Lüften sie zu übersteigen und von oben auf sie herabzustoßen oder kämpfend sie herabzubringen, daß unten die wartenden Hunde sich ihrer bemächtigen konnten. Hasen ersah der Vogel weitspähend aus der Höhe her und ließ sich auf sie herab. Der Muth des Falken kannte keine Grenzen. Er griff ohne Verzug ihm weit über-

legene Vögel an und selbst mit Adlern hat man ihn im siegreichen Kampfe gesehen. Wenn er sie nicht tödten konnte, suchte er wenigstens sie als Beute der Beizhunde auf die Erde herabzubringen. War voraussichtlich der Gegner ihm zu stark oder gefährlich, wie z. B. ein Kranich oder ein Reiher, so sandte man ihm einen Genossen zu Hülfe.

An den Ort, wo gebeizt werden sollte, begab sich die Gesellschaft zu Pferde, Herren wie Damen, ein jeder den Falken auf der Hand führend. Die Hand war mit einem großen Handschuh von weichem Hirschleder bedeckt, der oftmals gestickt und mit Perlen und Edelsteinen verziert war, namentlich wenn er zum Prunk bei jener eben erwähnten Mode, nicht auf der Jagd selbst, diente. Der Handschuh mußte gegen den scharfen Griff der Klauen schützen. Der Vogel war am Fuß gebunden und der Kopf steckte in einer ledernen Kappe. Band wie Kappe wurden erst unmittelbar vorher, ehe man den Vogel steigen lassen wollte, abgenommen. Dann bestand die Hauptgeschicklichkeit darin, den Vogel so aufzuschwingen, daß er seines Opfers sofort ansichtig wurde. Die Damen thaten dies selbst, wie sie auch mit Rufen ihm die Richtung zu geben, ihn zu ermuntern und den Sieger zurückzurufen pflegten. Den Herren blieben dabei noch manche Thaten der Galanterie, die diese Jagdart um so beliebter machten, zu thun übrig. Nicht immer hatten die Damen den Vogel selbst auf den Ritt mit hinausgenommen, sondern sie überließen ihn der Sorgfalt der Ritter oder der Jäger. Mit Anstand und Geschick mußte er dann im rechten Augenblick auf die Hand der Dame gesetzt werden. Wenn sie ihn aufgeworfen, durfte man ihn nicht mehr aus den Augen lassen, mußte ihm folgen durch Dick und Dünn, ihm zurufen, ihm die Beute aus den Klauen loswickeln, ihn zurücklocken, ihm schön thun, die Kappe wieder aufsetzen und ihn endlich mit Geschicklichkeit auf die Hand der Dame zurückstellen.

So gab bei dieser Art von Jagd das schöne Geschlecht nicht blos den Zuschauer ab, sondern konnte auch selbstthätig seine Kunst zeigen und an Allem von Anfang bis zu Ende

Theil nehmen, und die Herren konnten noch ihre galante Ritterpflicht erfüllen. Vom raschen Ritt und vom Eifer hingerissen, hatten sie dazu bei der Hirschjagd wenig Gelegenheit, und hier konnten die Damen nur als Zuschauerinnen folgen und zwar nicht ohne Gefahr, daher denn die Falknerei mit Recht sich ihrer Gunst erfreute. Beide Jagden hatten noch den aller Jagd gemeinsamen Reiz, der nicht der geringste war, daß nach ihrer Beendigung, beim nachfolgenden Schmause zumal, ihre Erlebnisse und Abenteuer den schönsten Stoff zur Unterhaltung abgaben, und den Ruf, dessen sich in Bezug auf Erzählung die Herren Jäger und ihre Jagdgeschichten heute erfreuen, ganz denselben genossen sie schon damals in der ritterlichen Gesellschaft. — Unter dem Klang der Hifthörner, welche die Jäger an der Seite trugen, mit der Beute beladen, pflegte der fröhliche Zug zurückkehrend seinen lärmenden Einzug in die Burg zu halten.

Von allen Festen, Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des Ritterthums stehen die Turniere in erster Reihe. Die Rolle, die sie spielen, ist eine so bedeutende, daß wir ihrer Beschreibung eigentlich mehr Raum gewähren sollten, als uns hier gestattet ist; doch ist auch wieder zu bedenken, daß, so lebhaft auch bereits die allgemeine Theilnahme für die Turniere in dieser Periode war, so nothwendig sie als Ergänzung des ritterlichen Lebens erscheinen, ihre Formen doch keineswegs weder die Mannigfaltigkeit noch die Bestimmtheit der Gesetze erlangt haben, wie in der späteren Zeit. Noch ist Vieles in ihrer Anordnung vom Zufall, vom Willen und Uebereinkommen abhängig. So ist auch die Anwesenheit der Damen, so sehr sie dienen, das Turnier zu schmücken und seinen Glanz zu erhöhen, noch keineswegs eine unbedingt nothwendige, und darum sind ihre Functionen, die später so wesentlich erscheinen, noch nicht durch Gesetz und Herkommen bestimmt und vorgeschrieben.

Mit Allem, was sich an die Turniere knüpft, da sie gewöhnlich nur der Mittelpunkt und die Spitze verschiedenartiger Festlichkeiten sind, bilden sie den Sammelplatz aller ritterlichen

Herrlichkeit, den Schauplatz, auf dem sich des Ritters Leben und Character am eigenthümlichsten in der Verbindung von Waffenwerk und Galanterie offenbart. Sie sind ihm ein Feld der Ehre, wo er seine erworbene Tüchtigkeit zeigen und zugleich den verdienten Ruhm erwerben kann; sie sind ihm durch die Theilnahme der Frauen eine Schule der höfischen Zucht und Sitte, zugleich eine Stätte der Galanterie, wo er den Pflichten des Frauendienstes nachzukommen hat. Hier war es, wo er vorzüglich all den Glanz, die Pracht, den Farbenschmuck zur Schau trug, wie er sie liebte nach der heitern, weltlichen Seite seines Wesens hin, und wie sie jene kunstreiche Zeit zu gewähren vermochte; hier fand er den äußeren Antrieb, den Anforderungen und Pflichten der Ritterwürde auch in Bezug auf Religion und Sittlichkeit gerecht zu bleiben, denn Vergehen dagegen schlossen ihn aus vom Turnier.

Es wurde kein großes Fest im Reich gegeben, sei es nun eine fürstliche Hochzeit, eine Friedensfeier, eine Reichs- oder Fürstenversammlung, oder die Ertheilung der Ritterwürde an Söhne des höchsten Adels, es war immer ein Turnier dabei. Außerdem wurden Turniere um ihrer selbst willen ausgeschrieben, zu denen sich die Ritterschaft der aneinander grenzenden Landschaften zusammenfand. Der Herzog Johann von Brabant, der Minnesinger, der ein ebenso berühmter Stecher auf der Rennbahn war, wie ein tapferer und siegreicher Ritter auf dem Schlachtfeld, hat sein Leben nur auf dreiundvierzig Jahre gebracht, dennoch aber siebenzig große Turniere mitgemacht. Wir sehen, daß es dem Ritter nicht an außerordentlichen Gelegenheiten fehlte. Kleinere Turniere gab es, wie wir namentlich aus dem Leben Ulrich's von Liechtenstein wahrnehmen, überall, sei es, daß ein Gast auf einer Burg eintraf, dem man eine Ehre erweisen wollte und dem man die Nachbarschaft zusammenlud, oder daß irgend ein Ritter, des Stilleliegens müde, seine Genossen auf einen bestimmten Tag an einen Ort der Nachbarschaft zur Abhaltung eines Turniers lud. Seinem Rufe wurde mit Bereitwilligkeit Folge geleistet. So gab

es für Roß und Lanze auch ohne Krieg den ganzen Sommer Beschäftigung. Der Vorbereitungen dazu bedurfte es nicht viel. Man kann annehmen, jede anständige Burg, die nicht blos ein festes Haus vorstellte, hatte einen ebenen Hof, der für das Einzelturnier geräumig genug war. Die Fenster gaben dann die Logen für die zuschauenden Damen ab, wie das in den Gedichten so oft und auch schon in den Nibelungen vorkommt. Jede größere Fürstenburg, jeder größere Herrenpalast, wie z. B. die Wartburg, war völlig darauf eingerichtet und hatte wohl selbst Raum für den Buhurt oder das Turnier in Schaaren. Wenigstens war es bei Siegfried's väterlichem Palast so, als dieser mit hundert andern Jünglingen den Ritterschlag erhielt:

„Sie liefen, da sie funden gesattelt manches Roß
Im Hofe Siegemundens; der Buhurt ward so groß,
Daß man ertosen hörte Palast und auch den Saal;
Die hochgemuthen Degen, die hatten wonniglichen Schall.

Von Weisen und von Dummen man hörte manchen Stoß,
Daß der Schäfte Brechen hoch gen den Lüften tos;
Die Trümmer sah man fliegen vor dem Palast hindan,
Da hatten Kurzeweile beide, Weib und auch Mann."

In Städten, wo sich Ritter zufällig oder nach Abrede zusammenfanden, nahm man den Markt, der damals noch kein Steinpflaster hatte, oder sonst einen beliebigen ebenen Platz vor dem Thor, ein Feld, eine Wiese, steckte die Schranken mit Lanzen ab und zog ein Seil herum.

Die großen Turniere waren, was der modernen Gesellschaft die Bälle sind, neben den Vergnügungen zunächst noch eine Gelegenheit, seinen Reichthum zur Schau zu tragen und auch äußerlich dem Glanz seines Namens Ehre zu machen. Auch hierin zeigt sich ein später allerdings sehr verderblicher Wetteifer der Ritterschaft. Ein Jeder trachtete nach der Schönheit und Kostbarkeit der Kleider, der Waffen, der Pferde, nicht blos für sich, sondern auch für sein Gefolge, mit dem er so zahlreich auftrat, wie ihm nur möglich war. Mancher Ritter opferte

sein Vermögen den Turnieren zu Liebe, und vergebens suchten später Gesetze die Prunksucht dabei einzuschränken. Freilich mochten diese Schaaren der in Farben, Gold und Silber prangenden Ritter auf den geschmückten, unter wehender, wappenbestickter Decke verhüllten Pferden, mit dem zahlreichen Gefolge der in des Herrn Farben gekleideten Knappen einen höchst prachtvollen, glänzenden Anblick gewähren. Dazu auf offenem Feld die Masse von Zelten, ebenfalls in den Farben eines jeden Besitzers, der Turnierplatz mit Hunderten von Fähnlein umsteckt, die hochaufgerichteten Logen und Tribünen der Kampfrichter, der Zuschauer und Zuschauerinnen, verziert, mit Gold geschmückt und mit bunten Teppichen überdeckt und behängt, ringsum die mannigfachen Wappenschilde, endlich zu dem Getümmel der Reiter und Rosse, der Ritter und Knappen das sich drängende, gaffende Volk und umher auf den Tribünen der Kranz der Damen in höchster Pracht der Kleidung und des Schmuckes — es war sicherlich ein Anblick, der den Augen jener Zeit gefallen und die Ritterschaft mit Stolz über die eigene Herrlichkeit erfüllen mußte.

Von Ursprung an war ein Jeder turnierfähig, der vier freie Ahnen nachweisen konnte, d. h. dessen Eltern und Großeltern nicht im Stande der Hörigkeit gelebt hatten. So stand es zu Recht. Das Herkommen ließ aber nicht jeden freien Bauer oder Handwerker zu, obwohl nichts weiter im Wege lag, daß er nicht selbst ein Ritter werden konnte, sondern es verlangte außer der freien Abkunft auch noch ein freies, unabhängiges Leben, soviel Vermögen oder Grundbesitz, daß er seiner Hände Arbeit nicht zum Unterhalt bedurfte. Jeder städtische Patrizier, der immerhin sein Kaufgeschäft trieb, aber doch nicht Kram und Laden hielt, jeder freie Grundbesitzer, wenn er der einzigen Rechtsbedingung genügen und im Uebrigen standesgemäß auftreten konnte, gehörte dem Stande der Schild- oder Ritterbürtigen an und mochte auf dem Turnier in den Schranken erscheinen. So lange das dauerte, war der Adel noch von sehr flüssiger Art, indem er immer neue Kraft aus der Tiefe des

Volkes an sich zog und fast die ganze Menge der Freien und Besitzenden zu sich zählte. Daher mochte er damals auch mit ganzen Heeren von Leuten ritterlicher Art im Feld erscheinen. Später aber, als die Zustände sich festeten und zugleich verknöcherten, als in den Städten sich ein zahlreicher Stand der Freien von neuer Art erhob, zog sich der Adel in sich zusammen, schied die Gemeinfreien von sich aus und verlangte als Probe der Ritterbürtigkeit nicht blos die Herkunft von vier freien Ahnen, sondern stellte auch die Forderung auf, daß die Vorfahren bereits den Kriegsdienst zu Pferde gethan haben müßten. So wurde der Adel zur Standesgenossenschaft, zur abgeschlossenen Kaste. Da erst ward auch für das Turnier, das nunmehr der Adel für sich allein in Anspruch nahm, nicht blos die strenge Probe aufgestellt, sondern auch all das weitläuftige Wesen von Wappenschau, Ehrenherolden, Turnierbüchern, Turnierlisten und Briefen eingeführt, wovon die Zeit, die wir schildern, noch wenig oder gar nichts weiß. Das ganze Turnierwesen des österreichischen Adels, das uns im dreizehnten Jahrhundert in der Beschreibung von des Liechtensteiners Ritterfahrten klar zu Tage liegt, hat damals noch keine Spur von dergleichen Formalitäten, und sicherlich hat es später nicht mehr Leben und Freudigkeit gehabt, als zu jener Zeit.

Auch hatte solches Ceremoniell überhaupt wohl nur Geltung für die größeren, regelmäßigen Turniere, über welche dann Buch geführt wurde. Hier fragte man nicht blos nach dem Herkommen, sondern auch nach dem vergangenen Leben des Ritters, ob es untadelig und den Anforderungen der Standeswürde gemäß gewesen sei: ob der Ritter der Religion die schuldige Achtung bewahrt, dem Vaterlande und seinem Lehnsherrn die Treue nicht verletzt, den Unterdrückten und Hülflosen Beistand geleistet und den Frauen die schuldige Ergebenheit, Verehrung und Liebe erwiesen habe. Vergeben dagegen, nicht zu reden von Verbrechen, Meineid, Mord, Straßenraub und Störung des öffentlichen Friedens, die bekanntlich nicht selten in späterer Zeit ausgeübt wurden, schlossen von der Ehre des Turniers

aus. Zur Entscheidung über vorkommende Fälle dieser Art, sowie über die Streitigkeiten und Vergehen wider die Ordnung bestand allemal ein Turniergericht aus den obersten Ordnern und Leitern des Turniers, denen auch wohl eine Anzahl Damen beigegeben war, wie ihnen denn, eben in dieser späten Zeit, auch wohl die Bestimmung und Austheilung der Preise — vorzüglich letztere — zukam. Man suchte auf diese Weise durch die Ueberlassung der äußeren Ehre seine rittermäßige Galanterie zu bethätigen, die man nach dem Herkommen als nothwendig und standesgemäß beibehielt, seitdem die aufrichtige und innige Verehrung, welche der alte Ritter dem schönen Geschlecht gewidmet hatte, in der Zwischenzeit, wie wir noch sehen werden, zu Grunde gegangen war. Die Strafen, welche das Turniergericht und die Turnierbeamten verhängten, und die auch, wie aus Obigem hervorgeht, auf Vergehen und Verbrechen aller Art außerhalb des Turniers sich bezogen, waren von der bürgerlichen Ahndung ganz unabhängig. Wen eine solche getroffen hatte, den traf sie sicherlich noch einmal im Turnier. Die Strafen waren natürlich vorzugsweise Ehrenstrafen, wie bedingter oder immerwährender Ausschluß von jeglichem Turnier, wie das Reitenlassen mit dem Sattel auf den Turnierschranken, Verlust des adligen Namens, Schildes und Helms; nicht selten waren sie aber auch mit dem Forttreiben oder dem Empfang durch tüchtige Prügel verbunden. Wie gesagt, gehören aber alle Sitten dieser Art der späteren Zeit an, weshalb wir sie nur andeuten.

Jedem Turnier ging schon in alter Zeit der Besuch der Messe voraus, wobei um den Beistand Gottes gebeten wurde. Nächst Gottes Schutze bedurfte man den der Dame, die man in höchsten Nöthen anrief, und deren Erinnerung den Ritter ermunterte und stärkte. Beim großen Turnier begab man sich von der Messe in glänzendem, allgemeinem Zuge unter Posaunen und Trompeten auf den Kampfplatz, wo die Ordner und Aufseher des Turniers, die Turniervögte, die Herolde, die Grieswärtel (die des gries- oder sandbedeckten Platzes, der Schranken, warteten), bereit standen. Damals, in jener älteren Zeit, wurde

nur mit der Lanze gekämpft, und zwar entweder im Einzelkampf, Tjost genannt, oder in Schaaren gegen einander, was man den Buhurt hieß. Zum Tjost ritt der einzelne Mann gegen den Mann in die Schranken, und die anderen warteten und sahen zu. Die Turnierlanze hatte vorn drei stumpfe Spitzen, um das Abgleiten möglichst zu verhindern. Wer den Gegner aus dem Sattel hob und vom Roß oder mit dem Roß zu Boden warf, trug die meiste Ehre davon; aber ein guter und für beide Kämpfer ehrenvoller Tjost war es auch, wenn Beider Lanzen splitterten und Beide sitzen blieben; schmachvoll hingegen war es, den Gegner ganz zu fehlen, den man auf den Schild, auf die Brust oder den Helm treffen sollte. Den meisten Ruhm gewann, wer die meisten Tjoste an einem Tage bestand, ohne auf den Boden geworfen zu werden. Geübte und starke Ritter hielten wohl dreißig bis vierzig an einem Tage aus und zersplitterten ebenso viele Lanzen.

Zum Buhurt theilten sich die anwesenden Ritter, so viele den Kampf mitmachen wollten, in zwei feindliche Schaaren. Jede derselben sonderte sich wieder in mehrere Haufen unter besondern Führern, die getrennt ihre Stellung nahmen und einander zu Hülfe kamen. Die Schaaren standen an den entgegengesetzten Enden eines weiten Feldes und ritten Haufen gegen Haufen, wie sonst Mann gegen Mann, ein Jeder versuchend, im Vorbeirennen einen der Gegner niederzustechen. So rannten sie durch einander hindurch, bis sie ihre Stellungen vertauscht hatten, und wiederholten das Spiel, bis das Getümmel allgemein und wirr wurde und ein Jeder in Kreuz und Quer bemüht war, von der Gegenpartei niederzustechen, wen er erreichen konnte. Bei dieser Art des Turniers machte man auch Gefangene, die sich am nächsten Tage von ihrem Besieger loskaufen mußten. Schon dieser Umstand, der die Geldjuden in Requisition setzte, dann die weitaus vergrößerte Gefahr, das leichte Umschlagen aus dem Spiel in den Ernst, wobei zu wiederholten Malen viele Ritter das Leben einbüßten, das Verschwinden der Einzelthaten im allgemeinen Kampf, das

Alles machte den Buhurt in der spätern Zeit weniger geschätzt, weniger edel, als den Einzelkampf. Der wüste Lärm und das Getobe, das erweiterte, staubbedeckte Feld, das von den Augen der Zuschauer nicht übersehen werden konnte, verscheuchte auch die Damen von dieser Kampfweise; dennoch war sie nicht ungewöhnlich.

Ja sie war vielleicht die ursprüngliche Form von Alters her, denn wir finden schon in der Zeit der Karolinger bei der Versöhnung zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen nach der Schlacht bei Fontenay (842) die Beschreibung eines Kampfspiels, welches ganz dem Buhurt ähnlich sieht. Zuerst stürzen von den Heeren beider Brüder zwei an Zahl gleiche Schaaren gegen einander; die eine weicht, um sich alsbald wieder zu stellen und ihrerseits den Gegner zu bedrängen und zu verfolgen; dann erscheinen die Brüder, ein jeder mit auserlesenem Gefolge, nehmen Theil, und hinüber und herüber schwankt nun der Scheinkampf. Nicht viel anders, nur etwas ernster lautet, was Ulrich von Liechtenstein vom Buhurt der österreichischen Ritterschaft berichtet.

Nach seinen Erzählungen will es fast scheinen, als ob damals überall, wo eine besondere Gelegenheit die Ritter in größeren Schaaren versammelte, dieser Massenkampf die beliebteste Turnierweise gewesen sei. Wie hätten auch die vielen Hunderte von Rittern und Turnierfähigen alle zum Einzelkampf kommen können! Und doch waren sie des heißen Wunsches voll und „lagen die Nacht alle in solcher Begier wie die Falken", daß sie den Anbruch des Morgens und den Beginn des Spiels kaum erwarten konnten. Von allen Seiten eilten sie zum Platz herbei, wenn bei Sonnenaufgang die „Krier", d. i. Ausrufer, wie man damals die Herolde nannte, durch die Straßen riefen: „Nun zieht aus, Ihr edlen Ritter gut! Nun zieht aus und seid freudenvoll! Nun zieht aus mit hohem Muthe, so sehen es die Boten der Frauen! Nun zieht auf das Feld, da liegt der Lohn der Minnegehrenden!" Wenn der Buhurt der edlen Zierlichkeit entbehrte und namentlich die Damen verscheuchte und

nur, wie die Ausrufer sagen, deren Boten zuließ, so glich er doch offenbar mit dem Stampfen der zahlreichen Rosse, dem Schall der Posaunen, der Flöten, Hörner und Pauken, mit dem Lärm der Stürzenden und dem Gekrach der brechenden Lanzen, mit dem Geschrei der Herolde und der Kämpfenden, kurz mit all dem Gelärm und Gedrang am meisten der wirklichen Schlacht und vermochte am feurigsten die Kampflust zu entzünden. Und am Ende lag die Wahlstatt massenhaft mit zerbrochenen Lanzen und todten Rossen bedeckt, und wenn es keine todten Ritter gab, so gab es doch der Ohnmächtigen und der Todmüden, der Wunden und der Beulen genug.

Aber auch nicht selten war es, daß Ritter dabei todt auf dem Platze blieben, sei es durch einen unglücklichen Zufall, oder aber weil Jemand das wilde Getümmel boshafter und unedler Weise zur Ausführung einer Privatrache benutzt hatte oder gar Stammesneid in offene Feindschaft übergegangen war und das Spiel in Ernst verwandelt hatte. So geschah es einmal, als Kaiser Albrecht gegen Wenzel von Böhmen rüstete und die Schwaben in seinem Heer, die in den österreichischen Landen ohnehin nicht gern gesehen waren, die Kärnther zum Turnier aufforderten, zu denen sich noch die Tyroler stellten, während zu den Schwaben die Rheinländer traten. Als dabei von dieser Seite ihrer vier einen mannhaften Kärnther nicht aus den Sattel bringen konnten, versuchte es einer, ihm ein spitzes Messer in den Leib zu stoßen. Darüber gab es denn allgemeinen Lärm, daß der Kaiser im Zorn das Turnier abbrechen mußte. Bekannter ist später der große Kampf der Hessen und Franken auf dem Turnier zu Darmstadt (1403), wo sie auch in ernster Feindschaft an einander geriethen und siebenzehn Franken und neun Hessen todt in den Schranken lagen. In Sachsen verloren im Jahre 1175 sechszehn Ritter im Turnier ihr Leben, so daß der Erzbischof Wichmann von Magdeburg sich veranlaßt sah, künftighin alle Besucher eines Turniers in den Bann zu thun. Ueberhaupt stellte sich die Geistlichkeit um der Gefährlichkeit willen diesem ritterlichen Vergnügen als einer gottlosen

Sache entgegen und verweigerte namentlich allen denjenigen, die in einem solchen fielen, ein ehrliches Begräbniß.

Wie schon bemerkt, war die Lanze, als des Ritters eigenthümliche Wehr, von Alters her die eigentlich turniermäßige Waffe, und nur im Buhurt griff man wohl zum Schwert, wenn die Lanzen zerbrochen und keine weiteren mehr zur Hand waren. Erst im Verlauf der Zeiten, als die Künstlichkeit zunahm, hat man, wie verschiedene Formen, so auch verschiedene Waffen eingeführt und dadurch die Arten des Kampfes erweitert. Man hat die Spitze der Lanze, das „Krönlein," sehr mannigfach gestaltet und dann besonders Kolben und Schwert zu beliebten Turnierwaffen gemacht. Mit jenen drang man einzeln oder in abgetheilten Haufen gegen einander und suchte sich gegenseitig aus dem Felde zu drängen, und das Schwert benutzte man, nicht um den Gegner niederzuschlagen, sondern gefahrloser Weise nur, um ihm den Helmschmuck, das Helmkleinod, herunterzuhauen. Dies wurde sogar in späterer Zeit das Hauptturnier, bis noch gefahrlosere Spiele an seine Stelle traten.

Eine besondere Art des Tjosts war es, wenn ein oder mehrere Ritter als die Ausforderer für Jedermann erschienen. Sie nahmen dann einen bestimmten Platz ein, stellten sich z. B. an einem Hohlweg oder am Eingang eines Waldes auf und vertheidigten den Weg gegen Jeden, der herankam; doch wurde nur Mann für Mann gekämpft. Wir erkennen hier schon die Absicht, dem Kampfe einen Gedanken unterzulegen. Man ging dann weiter darin und nahm bestimmte Namen und Wappen an, z. B. die der Helden aus Artus Tafelrunde oder von andern Helden der romantischen Sage, wie wir das bei Ulrich's von Liechtenstein Ritterfahrten schon oben gesehen haben, bis man sich am Ende in das ganze, ziemlich geistlose und leere Maskenspiel der Mythologie und der Allegorie verpuppte und vermummte. Den Beginn davon sahen wir schon in unserer Periode, aber auch nur den Beginn.

Ebenfalls gab es schon Beispiele, daß man aus der

Form des Turniers ein gesellschaftliches Kampfspiel mit halbwegs allegorischer Gestalt machte, an welchem auch die Damen mit thätiger Hand Theil nahmen. Wir finden ein solches Beispiel, wohl das frühste, bei einem Fest in Trevigi schon im Jahre 1214. Von Holz hatte man eine Festung erbaut und mit reichen Teppichen behängt; zweihundert der vornehmsten Frauen, das Haupt statt der Helme mit goldenen Kronen umgeben, bildeten die Besatzung. Junge Ritter machten die Angreifer und waren bemüht, unter dem Hin- und Herschießen von Törtchen, Früchten, Blumen und Riechfläschchen die Festung zu erstürmen. Doch wäre fast aus dem heitern Spiel ein blutiger Ernst geworden. Die angreifenden Ritter waren Paduaner und Venetianer, unter denen sich alsbald leicht begreifliche Eifersucht geltend machte, zuerst in der erstürmten Feste zu sein und den holden Kampfpreis für sich allein in Empfang zu nehmen. Ein junger Venetianer, die St. Marcusfahne in der Hand, suchte im hitzigen Eifer die Paduaner vom Thore der Festung hinwegzudrängen; diese, darüber erbittert, fielen über ihn her und thaten ihm die Schmach an, ein Stück aus seiner Fahne zu reißen. Darüber nun erhob sich Streit zwischen den Parteien, der zu bösem Ausgang geführt hätte, wenn nicht die weisen Festordner mit ihrem vollen Ansehen dazwischen getreten wären. Doch war die Lustbarkeit gestört und mußte aufgehoben werden.

Es ist uns auch noch eine kleine Elfenbeinschnitzerei vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhalten, die einen ganz ähnlichen Gegenstand hat. Auf der zinnenbekränzten, von Damen vertheidigten Burg steht zu oberst Frau Venus, die allein einen scharfen Pfeil führt. Die übrigen Damen führen Rosen, die sie mit Körben auf die stürmenden Ritter herabwerfen. Doch vergebens. Wir sehen die Mauern schon theilweise erstiegen und die Besatzung sich unter Liebkosungen und Küssen ergeben, obwohl aus dem geöffneten Thor heraus noch einige Damen zu Pferde mit eingelegten Rosenzweigen einen Ausfall zu machen wagen.

Nach Beendigung des Turniers erfolgte die Vertheilung der Preise, die auch damals schon gewöhnlich waren, obwohl keineswegs nothwendig, so wenig als sie gerade von der Hand der Damen übergeben werden mußten. Wenigstens bei dem Turnierleben Ulrich's von Liechtenstein tritt dies noch nicht hervor. Die Preise bestanden in Pferden, Waffen, Schmucksachen, namentlich in Ringen, wohl auch in Geld. Ulrich von Liechtenstein gab auf seiner Venusfahrt jedem Ritter, der ihn mit Ehren bestand, einen Fingerring, und Aehnliches haben wir oben von dem thüringischen Ritter Sattelstädt gesehen, der sich aber seinerseits von jedem Besiegten einen Ring geben ließ. In sehr merkwürdiger Weise vertheilte Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen die Preise auf dem Turnier, welches er im Jahre 1263 zu Nordhausen abhielt. „Er ließ einen Hof ausrufen gen Nordhausen in Thüringen," so wird erzählt, „allda ließ er einen großen, gar zierlichen Garten machen und ein Gezelt darin aufschlagen, worin viele schöne Frauen, Ritter und Knechte (Knappen) waren; auch ließ er einen Baum machen, der war nicht klein, mit ganz goldenen und silbernen Blättern. In dem Garten wurde mit allen Züchten getanzt, und man schätzte, daß diese Lust der Freude Asveri zu vergleichen; und wenn ihrer zween zusammenrannten, welcher seinen Speer zerbrach, daß sie beide sitzen blieben, dem gab man ein silbern Blatt, welcher aber einen herabstach, dem gab man ein goldenes Blatt. Diese Freude währete bei acht Tagen." Dem Sieger wurde, so lange das Fest dauerte, welches gerade gefeiert ward, noch andere Ehre zu Theil: er war der Bevorzugte, der Gesuchte und Gerühmte, hatte auch den Ehrenplatz an der Tafel neben der vornehmsten Dame, selbst an der Seite der Königstochter, wenn er auch ein einfacher Ritter war.

Dem Turnier folgte allemal ein großes Bankett, entweder in der Halle der Burg oder des Palastes, wenn sie Raum hatte, oder in einem besonders errichteten Zelt. Bei Tisch, wo Herren und Damen in bunter Reihe saßen, bildete das Gespräch von Liebe und Ritterthaten nicht die einzige Unter-

Haltung; für reichliche Musik war immer gesorgt. Dazwischen traten dann die wandernden Künstler ein, die Sänger und die Spielleute, aber auch die Jongleurs, die Taschenspieler und andere Kunststückmacher, die inmitten des Saales zwischen den an den Seiten entlang stehenden Tischen ihren Schauplatz fanden. Um sehen zu können, saßen die Gäste nur an der einen Seite der Tafel mit dem Rücken nach der Wand zu.

Nach Aufhebung des Mahles wurden die Tische hinweggeräumt, worauf dann die Gesellschaft sich weiter verschiedentlich an Musik und Spiel ergötzte, sich in Gruppen sonderte, hier einem Lied, dort einer Erzählung zuhörte, hier paarweise sich zum Schach oder zu einem andern Brettspiel setzte und zugleich seine Zuschauer fand, während ein verliebtes Paar sich eine Ecke aufsuchte oder sich in der Fensternische den Blicken der Welt entzog. Darauf wurde inmitten des Saales von dem jüngeren Volk der Reigen eröffnet; die Alten saßen rings an den Wänden herum auf den Ruhebänken und sahen zu. So ging es fort, bis die Zeit der Nachtruhe kam. Dann traten Diener ein, welche noch einmal Wein und Gebackenes herumreichten; ihnen folgten andere mit Kerzen, bereit, der von Anstrengung und Vergnügen gleich müden Gesellschaft zur Schlafstätte hinzuleuchten oder ihr wenigstens das Zeichen zum Aufbruch zu geben, wenn sie auswärts ihr Quartier hatte.

An dem, was wir hier bei der Tafel und nach der Tafel geschehen sehen, haben wir zugleich die gewöhnliche Unterhaltung in den Schlössern und Burgen auch bei minder festlichen Gelegenheiten, und selbst wenn weiter keine besonderen Gäste vorhanden waren. An eigentlichen Trinkgelagen, womit vor Alters und auch später wieder die Männer alle Zeit ausfüllten, die ihnen von Jagd, Krieg und Waffenübungen übrig blieb, scheint die höfische Gesellschaft durchaus nicht Gefallen gefunden zu haben. Sie hätte auch eins von beiden opfern müssen, entweder den Frauendienst oder die Zechlust. Von letzterer hören wir nichts, bis der Verfall eintritt, als daß etwa ein leichtfertiger und doch unglücklicher Minner sich mit dem Weinkrug

zu trösten sucht. Als Würze des Mahles, sowie zur Erhöhung der Stimmung wurde der Wein nicht verschmäht, wie auch nicht die verschiedenen Mischgetränke, und selbst die Frauen thaten nicht spröde damit, aber eine hervorragende Rolle spielte er nicht in der Gesellschaft. Auch die Männer zogen die edleren Vergnügungen vor, die sie mit den Damen zugleich genießen konnten: Gesprächsunterhaltung, Vorlesen von Gedichten und Erzählungen, Tanz und Spiele, und endlich Gesang und Musik. Wir haben schon gesehen, daß in letzteren Künsten die Gesellschaft sich selbst genügen konnte, und außerdem wurden an den größeren Höfen noch stehende Musikbanden und Hofsänger gehalten. Zur Abwechslung traten dann, immer gern gesehen, die fahrenden Künstler ein, die nicht blos neue Lieder, neue Melodieen mitbrachten, sondern auch Neues von den Vorgängen draußen in der Welt zu erzählen hatten. Mit Recht konnte daher Walther von der Vogelweide sagen:

„Heißt mich froh willkommen sein,
Der Euch Neues bringet, das bin ich."

Mehr noch waren diese Arten der Unterhaltung, wenn auch in beschränkterem Maße, die einzige Zuflucht, sobald des Winters Drohen mit dem Welken der Blumen und dem Fallen der Blätter auch der Menschen Festlust tödtete und sie in die kalten Mauern einschloß. Diejenigen hatten es noch einigermaßen gut, welche an einem größeren Hofe lebten, wo sich Gesellschaftsdamen befanden. Die Frau war der einzige „Wintertrost", und wer einen solchen Trost hatte, mochte immerhin über die kalten Tage und die langen Winterabende am Kamin nicht allzu ungehalten sein, denn er wußte schon Rath dagegen. Schlimmer stand es auf kleineren Burgen, wo die Familien, die doch auch die geselligen Freuden des Sommers hatten genießen können, auf sich selbst beschränkt waren. Da gab es hinlängliche Zeit für alle Art der häuslichen Thätigkeit, für die Besorgung des Hauswesens, für die Besserung und Erweiterung des Hausrathes und dahin gehöriger Vorräthe, für Spinnen, Sticken, Kleidermachen u. s. w. Eigentliche Ver-

gnügungen gab es wenig oder gar nicht. Auch waren die sommerlichen, schönen Festkleider auf Monate hin in den Kasten bei Seite gelegt und mit wärmerer, aber auch mehr einhüllender Kleidung vertauscht, die den suchenden Blicken alle Schönheit verbarg. Zum Wechsel von der Arbeit und zur Vertreibung der quälenden langen Weile nahm man hervor, was man von Spielen hatte: Schach, Brettspiel und Würfel; die Spielkarten kannte man noch nicht. Wenn sich die kleine Schaar um den wärmenden Kamin gesetzt hatte, wie sie ihn vielleicht den ganzen Tag belagert hielt, so wurden die Frauen insbesondere mit ihren geselligen Talenten in Anspruch genommen, auch in dieser Beziehung als ein Wintertrost erscheinend, während sie zugleich alle Lust des Sommers gespendet hatten. Sie sangen, sie spielten und lasen vor, was das Haus von Liederbüchern und Erzählungen besaß. Sicherlich waren es nicht viele, und so mußte es sich die Gesellschaft schon gefallen lassen, sie wieder und wieder anzuhören.

So ging der Winter von dannen, trüb, still und traurig in der Einsamkeit. Man suchte sich über die unangenehme Zeit hinüberzubringen, so gut es gehen wollte, hoffend und harrend auf die Rückkehr des Sommers, auf den allgemeinen Freudenbringer, den Mai, der die Thore und die Herzen zugleich öffnete und neues Leben und neue Lust hineinströmen ließ.

Achtes Kapitel.

Verfall.

Dem Ritterthum selbst erblühte kein zweiter Mai wieder, als es sein kurzes, jugendlich fröhliches Sommerleben ausgelebt hatte. Die Blüthen waren rasch abgestreift, und eine lange Winterzeit legte sich auf die Gesellschaft, in der bei ihr kein Leben mehr gedeihen wollte. Der Umschwung war schnell genug eingetreten und im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts größtentheils vollendet oder völlig ausgesprochen, die Zeit des Verfalls aber bis zum endlichen Untergange hatte weit längere Dauer, als die Blüthe, und begleitete noch zwei Jahrhunderte das Keimen und Werden einer neuen Epoche der Cultur und der Gesellschaft. War es auch eine lange Frist, so war es doch nur ein Fristen des Ritterthums, das eben leben mußte und nicht sterben konnte, bis die neue Cultur hinlänglich Reife und Stärke hatte, um die alte vollends bei Seite zu werfen. Nur die englische und die französische Ritterschaft, gehoben durch die großen nationalen Kriege im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, sahen noch eine Nachblüthe der alten Herrlichkeit, in der selbst der Frauendienst wieder aufzuleben schien. Aber es

war nur Schminke, Koketterie und Ziererei, die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls war verschwunden; ihre Galanterie macht nur den Eindruck gespreizter Affectirtheit, welche die flatterhafte Sinnlichkeit und die sinnliche Rohheit, die allgemeine Eigenschaft der Zeit, nur schlecht verdeckt.

Wir haben schon im Verlauf der Darstellung angedeutet, wie das Ritterthum die Ursache seines Verderbens in sich selber trug. Die schwindelnde Höhe, in der es zu wandeln begann, konnte es nicht immer behaupten. Indem es die Minne als Zeichen auf die Fahne erhoben und zu ihr geschworen hatte, unbekümmert um das bürgerliche Sittengesetz, kam es mit der allgemein gültigen Moral in Conflict, und ein Zustand der Entsittlichung mußte die endliche und die baldige Folge sein. Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters sollten die Sitten- und Schamlosigkeit in schaudererregendem Grade kennen lernen. Hatte sich die alte Minne so oft in der Uebersinnlichkeit, in idealer Schwärmerei gefallen, so stürzte sie aus dieser Aetherhöhe in die krasseste Begierde hinab; statt der reinen und hohen Liebe, statt der Zucht und der Ehre stellt sich nun das Gemeine in unverhüllter Nacktheit dar. Hatte der Ritter Entsagung und Schwung der Seele genug besessen, um nicht blos für eine Idee zu kämpfen, sondern sich auch für sie zu opfern, so waren es jetzt nur Eigennutz, Selbstsucht und die kleinen und kleinlichen Interessen eines engen und beschränkten Treibens, die seine Seele erfüllten. War die Frau bisdahin wie eine Heilige, wie eine thronende Göttin mit unbedingter Ergebenheit verehrt worden, so mußte sie jetzt von ihrem Herrscherstuhl herabsteigen und das Scepter aus der Hand geben; mehr noch, sie mußte es erfahren, vernachlässigt, verachtet und gescholten zu werden. Mit der Poesie und der Schwärmerei war es vorbei: Prosa war an ihre Stelle getreten; Ernüchterung war dem Rausche gefolgt.

Wir fanden die Ursache in dem Wesen des Ritterthums liegen; das eine Extrem mußte das andere nach sich ziehen; je höher der Weg gewesen, um so tiefer mußte der Sturz sein,

bis sich aus dem Schwanken die ruhige Mitte herstellte. Aber äußere Umstände trugen doch bei, das Verderben so rasch heranzuführen. Schon die langen Bürgerkriege im deutschen Reich, die ewigen Kriegszüge hin und wieder, das Walten und Wirken der Partei-Interessen während des Streites zwischen König Philipp und Otto IV., dann zwischen diesem und Friedrich II., mußten den ritterlichen Geist herabdrücken, weil sie ihm die großen, uneigennützigen Ziele und Zwecke entzogen und kleinere an die Stelle setzten, die unfähig waren, Begeisterung hervorzurufen. Es mögen darum die Dichter nicht ganz Unrecht haben, wenn sie schon damals ihre Klagen über den Verfall anstimmen, obwohl wir geneigt sind, dergleichen auf die Grämlichkeit ihres eigenen Alters zu schieben. Selbst alternd, sehen sie das junge Geschlecht in einer Weise sich gebahren, in die sie nicht einstimmen können, und natürlich, daß die eigene Jugend ihrer Erinnerung in rosigerem und reinerem Lichte erscheint.

Doch giebt es stärkere Anhaltspunkte, an denen man den Verfall wenigstens bald darauf beobachten kann. Ein solcher ist z. B. die Umwandlung des Geschmacks, wie sie am österreichischen Hofe noch unter den dichterliebenden Babenbergern vor sich ging. Einst war auch hier ein Walther von der Vogelweide mit seinem hohen Liede von der Frau und der Minne gefeiert worden, aber schon in den zwanziger und dreißiger Jahren findet nur noch die Bauernpoesie Nithart's und seiner Nachahmer mit ihren plumpen, gemeinen Späßen Beifall oder des Tannhäuser's lockere, unzweideutige Zweideutigkeit. Die Hofleute, die an jenen Zänkereien und Uebertölpelungen der ungeschliffenen Bauern ihre Freude hatten, waren sicherlich nicht weit davon. Und so dauert es auch nicht lange, bis nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren (1246), da die Ordnung aus dem Lande schied, in diesen einstigen Lieblingsländern der Poesie und des fröhlichsten ritterlichen Treibens jene wüsten und wilden Zustände in der Politik wie in der Cultur und auf dem Gebiete der Sittlichkeit eintreten, wie sie uns des Liechtensteiner's späteres Gedicht, das Frauenbuch, schildert.

Gleichzeitig, aber von anderer Art, ist der Untergang der thüringischen Glanzperiode, zunächst freilich durch den Tod des Landgrafen Hermann veranlaßt. Aber es ist keine vereinzelte Erscheinung, wenn hier der poetischen und ritterlichen Weltlust die Bußfertigkeit auf dem Fuße folgte, wenn die Kranken und Krüppel sich drängten, wo sich die Ritter getummelt hatten, wenn man die Schläge der Geißel erschallen hörte und das Gewinsel der Büßenden, wo die Harfe erklungen war und man dem Gesang des Minneliedes gelauscht hatte, wenn der finstere Ton der Ascese den anmutbig leichten der Courtoisie von dannen scheuchte.

Kaiser Friedrich II. versuchte es vergebens, den Kräften der Deutschen wieder ein gemeinsames Ziel zu geben, vielleicht war es auch nicht das rechte; und noch weniger vermochte es Rudolf von Habsburg in seinem achtungswerthen, für die Wohlfahrt des Reiches nützlichen, aber doch nüchternen Streben, das Rittertbum wieder in Schwung zu bringen. Die wilden Zeiten des langen Interregnums hatten Jeden nur an sich denken lassen; viel Herrengut ward ledig; Jeder dachte zu erwerben, zu gewinnen. In dem Fieber der Habsucht, worin man selbst die Frage, ob herrenlos oder nicht, bald vergaß, gedachte man wenig der Poesie und der Minne, der Dichter und der Frauen. Man wollte nichts mehr von ihnen wissen, so sehr sich jene auch aufdrängten. Sie waren darum nicht sparsam mit ihrem Tadel und ihren Klagen über den allgemeinen Verfall und die Schlechtigkeit der Fürstenhöfe insbesondere, deren Mangel an Freigebigkeit sie bitter empfanden. Vor Allem trifft ihr Tadel den König Rudolf selbst, dem sie seine Sparsamkeit nicht vergessen und vergeben können. In höchst eigenthümlicher und nicht markloser Weise greift ihn Meister Stolle an. Er kann seine Tüchtigkeit und seine Tugenden nicht in Abrede stellen. Er zählt sie alle auf, den Muth des Löwen, Gerechtigkeit, Keuschheit, Verehrung Gottes und der Frauen, Weisheit, Treue u. s. w., aber so oft er eine Tugend nennt, stellt er ihr Vers für Vers das Schlagwort vor: „Er giebt

nichts", als ob dieser eine Mangel die Wagschale aller Tugenden zusammengenommen in die Höhe schnelle. Ganz ähnlich macht es mit ihm ein anderer Dichter, der sich den „Unverzagten" nennt. Auch er hat eine ganze Reihe von Tugenden an dem König anzuerkennen, seine stete Treue, seinen Haß gegen Falschheit, seine Gottesfurcht u. s. w., doch sie werden alle von dem Schlußwort geschlagen, das er ihnen gegenüberstellt: „der Meister Singen, Geigen, Sagen, das hört er zwar gerne, aber er giebt ihnen darum nichts." Der Schulmeister von Eßlingen, der sich zu den genannten Beiden als Dritter gesellt und in verschiedenen Gedichten seinen vollen Haß gegen den König ausgelassen hat, will auch von seinen guten Eigenschaften nichts wissen. „Wohlab, der König giebt euch nichts", so beginnt er eine Strophe, in welcher er dann, immer mit dem Stoßwort „Wohlab" voran, von nichts Anderem, als seinem Geiz und seiner Habsucht zu reden hat.

Für die Sänger, Dichter und Spielleute freilich war die Freigebigkeit die einzige Tugend von Bedeutung; ohne sie waren ihnen die andern nichts. Zur Entschuldigung des Königs Rudolf muß man aber hinzufügen, daß damals schon die großen Dichter ausgestorben waren, die mittelmäßigen und die schlechten in erschrecklicher Zahl zugenommen hatten. Alle drängten sich herzu an die Höfe, gemischt mit dem Volke der niederen Künstler, ohne daß ihre Bescheidenheit sich in umgekehrtem Verhältniß zu der Abnahme des Talents verhalten hätte; vielmehr wuchs die Unverschämtheit mit der Zahl der Dränger. Schon den Hof der Babenberger hatten sie, wie erzählt wird, in solcher Menge umschwärmt und von seinen Gaben gezehrt, bis sie ihn fast bankerott gemacht hatten. Verderblicher noch waren sie dem milden, sangeslustigen König Manfred, den sie nicht losließen, auch als er gegen Karl von Anjou in das Feld zog; mit Wagen und Gezelt folgten sie ihm und machten mit ihrem wirren Schwarm überall solchen Unfug, daß ihm Städte und Land abtrünnig wurden. Man mag es daher einem verständigen Fürsten nicht so sehr verargen,

wenn er im Unmuth über solches Treiben alle miteinander abwies. Es war auch ein Unglück für die Dichter, daß gerade in dieser Zeit des Verfalles jene Häuser ausstarben, welche früher oder später die Dichtkunst und ihre Jünger begünstigt und gefördert hatten, erst Oesterreich und Thüringen, dann das Kaiserhaus der Hohenstaufen, zuletzt Brandenburg und das rügensche Fürstenhaus, das in seinem letzten Sprossen Witzlav einen der letzten Minnesinger stellte.

Die Dichter mögen selbst schlechter geworden sein, aber mit ihren Klagen über den Verfall des Rittertums und der allgemeinen Sitten haben sie gewiß Recht, wenigstens seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und früher schon. Wir hören solche Stimmen auch in Frankreich, und in England war es seit der ruhmlosen Zeit Johann's ohne Land sicherlich nicht besser. Ein französischer Dichter wundert sich, wohin denn alle höfischen und tapferen Ritter gekommen seien, der Wolf müsse sie gefressen haben. Der fressende Wolf war für die blühende, sanges- und lebenslustige Provence der blutige Albigenserkrieg gewesen, der den glänzendsten Ritter- und Dichterhof, Toulouse, zu Fall brachte, für Deutschland aber ganz besonders das Interregnum mit seiner Fehdelust und seinem Faustrecht, mit Raufen und Rauben. Was war dem Ritter dieser Zeit die Poesie und der Frauendienst? Er dachte nur, wie er sein Gut mehre, einerlei, durch welche Mittel. Da ward Mancher reich, der Zwanzigen nahm und Einem gab, wie Ulrich von Liechtenstein sagt: Seit Herzog Friedrich der Streitbare erschlagen lag, waren Steier und Oesterreich gar der reichen Freuden krank; Nacht und Tag wurden die Länder ausgeraubt, die Dörfer verbrannt; der Reiche, dem Gott des Gutes genug gegeben und der vor Allem, ob seiner hohen Geburt, berufen gewesen wäre, der Ehre zu pflegen, er bewahrte sich nicht vor der Schande, ein Räuber zu werden und noch dem Armen zu nehmen, was er hatte.

„Man sah sie nur des Raubes pflegen,
Der Frauendienst war todt gelegen.

Die Jungen waren ungemuth,
Verschwendeten lästerlich ihr Gut;
Rauben war die stete Sitt',
Da schändeten sie die Jugend mit.
Sie hatten gar unguten Sinn,
Ihr Leben ging mit Uebel hin."

Mancher wieder ward arm, der vordem reich war. Die Dörfer waren öde, die Fluren verwüstet, das Land war mit Schande erfüllt. Wo früher der Landmann in Glück und Fröhlichkeit gelebt hatte, krähte jetzt weder Huhn noch Hahn, da fand man nicht Geiße, nicht Rinder, nicht Schafe noch Rosse auf der Weide; Niemand ward von den Glocken im Schlafe gestört, denn die Kirchen standen verlassen. So wird das Land in einem Gedicht des Spervogels geschildert. Da machte es auch der Bauer dem raubenden Ritter gleich und führte in seiner Weise ein Räuberleben, Zustände, die wir aus dem Gedicht von dem üppigen Meiersohn Helmbrecht kennen lernen.

Außer dem Erwerb und der Fehde hatte der Ritter keine Interessen mehr, als die Jagd, die er nun ohne die Theilnahme der Frauen übte; und wenn er ermüdet nach Hause kam, war es nicht die Frau, bei welcher er Erholung suchte, sondern der Weinkrug. Von früher Morgenstunde an, so wird ihm vorgeworfen, rannte er Tag aus, Tag ein mit seinen Hunden durch den Wald dem Wilde nach, und wenn er Abends spät nach Hause kommt, hat er kein freundliches Wort zum Gruß, kein heiteres Gesicht für die Frau, die doch alle Zeit einsam und verlassen gewesen. Dann legt er sich auf den Tisch, läßt sich ein Brettspiel bringen und spielt und trinkt, bis er gegen Mitternacht, müde vom Jagen und schwer und trunken vom Wein, seiner selbst nicht mehr mächtig, in's Bette sinkt. Der Wein ist es einzig, den er noch minnet: er ist ihm lieber, als der Blumen Schein, der Vögelein Sang und die reinen Frauen. Beim Wein ist er jung und froh, lacht und singt, da ist er aufgeweckt und redselig und rühmt sich mit seinen Kumpanen

um die Wette seiner höfischen Künste und seiner Eroberungen, was ihm Gutes von edlen, schönen Frauen widerfahren, da doch an alledem kein wahres Wort sei. Die Leidenschaft des Zechens, die Trunksucht, die den deutschen Adel in späterer Zeit entstellte, nahm in diesen Zeiten des Verfalles ihren Anfang. Wir wissen aus Tacitus, daß der Deutsche von Hause aus dazu geneigt war. Mehrfache Zeugnisse bestätigen auch, daß der Ritter statt der Frauenliebe sich unnatürlichen Lastern ergeben habe. Bei solchem Leben mußte das Vergnügen an geistiger Unterhaltung, die Bildung selbst und alle höfische Sitte zu Grunde gehen. Die Bildung verschwand sogar bei der Geistlichkeit, die an der allgemeinen Verderbniß Theil nahm, in dem Grade, daß schon im Jahre 1291 in dem einst durch Kunst und Gelehrsamkeit, insbesondere auch durch seine schöne Schrift berühmten Kloster St. Gallen es Niemand mehr gab, den Abt nicht ausgenommen, der noch schreiben konnte. Aller Courtoisie, der Feinheit des Lebens und des Umgangs, aller freundlichen Anmuth der äußeren Bildung drohte der Untergang. Aus den Vorschriften, wie sie die „Hofzucht" des Tannhäuser's aufzustellen für nöthig hielt und welche sich gegen die gemeinsten Sitten kehrt, kann man ersehen, daß der gesellschaftliche Ton ganz in Rohheit versunken sein mußte.

Natürlich litten auch die Frauen darunter. Was nützte es noch, diesen Rittern gegenüber schön, liebenswürdig, anmuthig zu sein? Wozu auf Reize studiren, wenn sie keine Herzen mehr fanden, die entzündbar waren? Voll Unmuth zogen sie sich zurück von der Welt, hüllten ihre Schönheit in dichte Kleidung ein, banden ihre wallenden, freien Locken auf und versteckten sie zusammt dem Gesicht in bergende Kopftücher und Schleier, und wenn sie einen Schmuck trugen, so war es ein Paternoster auf der Brust. In der Gesellschaft wurden sie schweigsam und stumm, als ob ihnen Mund und Zunge gelähmt wären; sie saßen da wie die Bildsäulen, wie mit dem Pinsel an die Wand gemalt; dem Gruß der Männer neigten sie kaum den Kopf, hatten für seine Reden, wenn sich noch einer in

höfischer Weise versuchte, keine Antwort, für seine Scherzworte keine Lust in den Augen, kein Lächeln auf den Lippen. Von den Männern verlassen und sich fürchtend vor ihrer Rohheit, wollten auch sie nichts mehr vom Tanze wissen, sondern ließen sich Tag und Nacht nur in der Kirche sehen. Aus den freien, stolzen, freudigen Weltdamen waren sie stille Frömmlerinnen und Beterinnen geworden, ließen den Kopf hängen und spielten die Nonnen ohne Gelübde. Die Welt war für sie an Freuden todt und leer.

Wenn so die Liebe zu kurz kam, was sollte aus dem Minnelied werden? Zwar fahren die Poeten fort, von der Minne zu singen, weil es einmal so hergebracht war, aber sie gestehen selbst, sie haben kein Herz dafür, auch kein Talent mehr. Wenn die Männer keine Verehrung für die Frauen in der Brust tragen, so getrauen sich's auch die Dichter nicht, und mit Zagen sehen wir sie an das Werk gehen, wenn sie von Frauenliebe und Frauenschönheit singen und sagen sollen. Da leuchten denn solche Sänger wie Heinrich Frauenlob trotz seiner künstlichen Verse und seiner gemachten, studirten und darum kalten und empfindungslosen Dichtweise wie die weißen Raben hervor unter dem Geschlecht der schwarzen, jammernden Unglücksvögel. Und die Frauen hatten wohl Ursache, ihn zu feiern und zur ewigen Ruhestätte zu geleiten: mit ihm begruben sie ihren letzten Dichter. Die Ritter wollten gar nichts mehr vom Minnelied wissen; wenn sie beim Gelage noch etwas anhörten, so waren es Erzählungen von neuen Abenteuern, die sich wohl im Geschmack erhielten. Im Leben suchten sie dieselben nicht mehr auf, aber beim Wein waren sie ihnen genehm. Die Dichter, an der Minne verzweifelnd, sahen sich daher nach andern Stoffen um. Mit der Lust des Maien und der geselligen Fröhlichkeit des Sommers war es aus, nun priesen sie, ganz dem Leben entsprechend, die Freuden des Herbstes und des Winters als der Saison des Zechens. Diese hatten wenigstens noch Lust am Leben, andere erkannten blos die Schlechtigkeit der Zeit und predigten in ihren Gedichten Moral und Buße.

So wurde ganz folgerecht in dieser Zeit des Verfalls das Lehrgedicht mit der Spruchweisheit die am meisten und wahrsten gepflegte Gattung der Poesie. Das Moralgedicht ist immer das Geschöpf einer in Unsitte und Entartung gefallenen Zeit.

Schon die späteren Troubadours sprechen mit Verwunderung die Klage aus, daß die vornehme Welt weit mehr Vergnügen und Unterhaltung an den Erzählungen, Novellen und Romanen finde, als an ihren Liedern. Man mag darin ein Zeichen vom Sinken des Geschmacks und der Bildung erkennen, denn wie das Lied des Troubadours von Seiten des Dichters weit mehr Geist und Kunst erforderte, so verlangte es auch vom Hörer in höherem Grade Kunstsinn und feines, gebildetes Verständniß, um daran Gefallen zu finden und auch der Formschönheit inne werden zu können. Da die romantischen Heldengedichte nun auch der dichterischen Form sich zu entkleiden begannen und sich in einfach prosaische Erzählungen verwandelten, so blieb kein Interesse weiter bei ihnen übrig, als das des nackten Stoffes, und da sie eben in dieser neuen Gestalt sich des Beifalls der hohen Kreise erfreuten, was anderes sollen wir daraus schließen, als daß diese Kreise in ihrer bisherigen höfischen Bildung auf einen ziemlich niedrigen Grad des Geschmacks herabgesunken waren? Soweit sanken sie darin, daß sie kaum noch fähig waren, selbst zu „singen und zu sagen", sondern sie mußten die Ausübung der edlen Künste mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen dem Bürgerstande überlassen, der es mindestens an Eifer und Fleiß fortan nicht fehlen ließ.

Sehen wir nun auf den Inhalt der Erzählungen, die sich allenfalls noch einigen Beifalls erfreuten oder Hörer um sich sammelten, so zeigt sich auch da der Geschmack in jeder Beziehung heruntergekommen. Ohne Spur von kunstvoller Anordnung reiht sich Abenteuer an Abenteuer, eins seltsamer, wunderbarer, als das andere. Statt der reinen, für Ideen oder mit Ziel und Absicht kämpfenden Ritter wimmelt es von Ungeheuern, Riesen, Drachen, Zauberern und scheußlichen, übergewaltigen Weibern. Statt lieblicher Bilder, die das Herz

menschlich rühren, oder statt mächtig erregter Leidenschaften treiben wir uns in schaurigen Blutscenen, in unnatürlichen Mordgeschichten herum, und als ob das Alles auch gar keinen Eindruck machen solle, spielt mitten dazwischen auf das Spaßhafteste ein volksmäßig burlesker Humor. Es ist, als ob das werdende und sich fühlende Bürgerthum des Widerspruchs inne werde, der sich zwischen dem vermeintlichen und beanspruchten Ideal des Ritterthums und seiner Darstellung in der Wirklichkeit klaffend eröffnet, und dadurch seine Spottlust reizen lasse. Es ist der Hohn, der dem Unterliegenden nachgerufen wird.

Mit demselben rohen und gemeinen Geschmack fassen die Dichter die Mysterien der Religion an. In den Marienleben und Marienliedern gehen sie mit der sachgemäßen Ungenirtheit eines Physiologen auf alle natürlichen Zustände ein; neben die überschwänglichsten Gleichnisse, die übrigens nur der klügelnde Verstand zusammenstellt, nicht die innere Gluth des Herzens schafft, treten andere von der gemeinsten und unwürdigsten Art. Es ist aber nur ganz natürlich, daß bei solcher herrschenden Rohheit des Gefühls, die auf der Verkommenheit der menschlichen Natur beruht, und wozu sich damals noch die äußeren Leiden gesellten, verheerende innere Kriege, nicht endende Raubfehden, Hunger und Pestilenz, daß es dabei mancherlei Leute giebt von beschaulicherer Natur, denen das Gewissen schlägt, die vom Verderben der Welt hinweg den Blick in die eigene Seele lenken, die nach Vergebung und Versöhnung ringen. Die Angst der Sündhaftigkeit giebt ihnen keine Ruhe, deren sie doch bedürftig sind. Um sie zu finden, um der Qual des Seelenkampfes zu entgehen, versuchen es die Einen mit dem äußeren Schmerz und geißeln den Leib. So entstanden die Geißelbrüder — welch ein Unterschied von jenen Rittern hundert Jahre früher, die, von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Irdischen überzeugt, der Welt entsagten! Andere, milder gesinnt, wandeln auf den stillen, beschaulichen Pfaden des Mysticismus: schon bei Lebzeiten des sterblichen Leibes wollen sie die Seele ihrer irdischen Hülle entwinden, „sie von allem Sicht-

baren frei machen und in eine Ledigkeit und Müßigkeit versetzen, in der wir mit Gott zusammenfallen." Es ist aus denselben Ursachen dieselbe Erscheinung, nur in anderer Zeit auch in anderer Gestalt, wie sie das Elend des dreißigjährigen Kriegs und die jammervollen Zustände nach demselben im Pietismus hervorriefen.

Aus solcher Art der Versunkenheit, aus solchem Zustande, der halb Verwilderung und Rohheit, halb Frömmelei und Kopfhängerei war, arbeitete sich das Ritterthum im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wieder heraus, aber nur, um einem nicht viel besseren anheimzufallen. Ein Theil des Adels, namentlich in Deutschland, konnte sich nicht wieder von der Jagd- und Trinklust und der Fehdesucht losmachen, beim größeren Theil aber, und namentlich dem höheren Adel, kam das gesellige Leben wieder in neuen Schwung und strebte auf's Neue nach Feinheit, nach glänzender, selbst geistreicher Außenseite. Aber der Grund und Boden war von der Entsittlichung völlig unterwühlt, und zwar so, daß selbst die ceremoniöse Form im Umgangston den Sumpf nicht mehr verdecken konnte; die Schamlosigkeit brach offen hindurch, gepaart mit einer unglaublichen Geckenhaftigkeit, die wir nur aus der Seele der Zeit heraus verstehen und begreifen können. Wir kommen an die Zeit der aberwitzigsten Modethorheiten, denen Hoch und Gering, die blonden Locken und das weiße Haar gleich unbedenklich sich unterwarfen. Es ist die Zeit der schamlos enggespannten Kleidung, da zwei Diener dem Ritter in sein Beinkleid hinein helfen mußten, die Zeit der ellenlangen Schnabelschuhe, der Schellen und Glocken, die dutzendweise um den Mann hingen, die Zeit der männlichen wie weiblichen Decolletirung bis auf den Gürtel herab, der hundertfach buntgefleckten Kleidung und unzähliger anderer Thorheiten. Aus diesem Aeußeren läßt sich auf das Innere ohne Weiteres schließen.

Wenn wir diese Thatsachen bedenken, werden wir uns der sofortigen Wahrnehmung nicht entziehen können, daß der erwähnte Aufschwung, was zunächst den deutschen Ritter betrifft,

nur ein scheinbarer sein kann. Es macht uns in dieser Ansicht auch der Umstand nicht irre, daß es selbst wieder ritterliche Minnedichter gab, freilich nur vereinzelte Sänger der Natur, die irrthümlich ein paar warme Herbsttage für den erneuten Frühling genommen hatten. Höchstens kehrte die vornehme Welt aus der Lockerung, aus der Auflösung aller Zucht und Sitte wieder in etwas festere Ordnung zurück. Aber diese Ordnung war nur die eines straffen, geistleeren Ceremoniells, der Zwang der Etikette, und kündigt sich eben damit als ein bedenkliches Zeichen des Verfalls an. Es ist nichts als die Versteinerung socialer Zustände, die ihr blühendes Leben hinter sich haben und nun verdorren, bis sie abfallen.

Etwas anders steht es mit der englischen und französischen Ritterschaft im vierzehnten Jahrhundert. Nichts, auch gar nichts hatte der deutsche Ritter, woran er sich wieder hätte emporraffen können. War er nach Thaten lüstern, mußte er sie in der weiten Welt aufsuchen. Daher begegnet uns gerade damals die sonst auffallende Erscheinung, daß die Welt von vereinzelten deutschen Rittern schwärmte, die auf eigene Faust in aller Herren Ländern kämpften und turnierten, von Marokko und den Säulen des Herkules an bis tief in den Orient hinein. Auch in ihnen war die Lust zu Abenteuern von Neuem aufgeregt, aber das Vaterland gewährte ihr keine Befriedigung. Zwischen England und Frankreich aber loderten damals die großen nationalen Kriege; für England handelte es sich um Ruhm und Eroberung, für Frankreich um seine Existenz. In der langen Dauer dieser Kriege konnte sich nicht blos das ritterliche Feuer wieder entzünden, es konnten auch die Söhne und Enkel darin erzogen werden, und so blieb der Einfluß auf das ganze Zeitalter nicht aus.

An großen und kühnen Thaten, an glänzenden Namen fehlte es wahrlich nicht, ja sie leuchten vielleicht mehr vor der Menge hervor, als in der von uns geschilderten Glanzzeit des Ritterthums. Aber dennoch war die Form, in welcher diese erneuerte Herrlichkeit sich zeigte, nur eine nachgeahmte, ange-

nommene, welcher das Wesen nicht entsprach. Die echte Ritterzeit war zu Grunde gegangen, und dann waren die Abenteuerromane gekommen und hatten eine Caricatur daraus gemacht. Diese Caricatur war es, welche den englischen und französischen Rittern als Ideal vorschwebte. Was die Phantasie der Novellisten oder der Wundersinnes Volks von Seltsamkeiten, von ungeheuren Thaten und Begebenheiten ausgesonnen hatte, das sollte nun in Wirklichkeit vollführt werden. Kein Wunder, daß so die heldenmäßigsten Anstrengungen den Anstrich der Lächerlichkeit nicht vermeiden konnten, daß die berühmten Degen, ein Dugueselin, Boucicaut, Chandos u. s. w. auf dem besten Wege zum Don Quixote waren. Wenn die Ritter von damals nicht dahin kamen, so war die Ursache, daß sie wirkliche Aufgaben und nicht eingebildete vor sich hatten. Die Form, in welche sie ihre glänzendsten Thaten gewissermaßen einkleideten, war oft nicht weniger verrückt.

Dieses erneuerte Ritterthum war somit wesentlich nur Außenseite, und dies war natürlich, denn da der Kern verdorben, so machte man die Form in überspannter Phantastik zur Caricatur. Die Bedeutung der Ritterwürde selbst war keineswegs so tief gefühlt und ernst gefaßt, wie man daraus sieht, daß es ganze Schaaren ritterbürtiger Leute gab, denen es gar nicht darum zu thun war, die Würde zu erlangen, weil sie weder politischen noch socialen Gewinn davon hatten, während andererseits die französischen Könige z. B. bei jeder Gelegenheit ihrer Hunderte zu Rittern schlugen und selbst den Kindern in der Wiege die Würde ertheilt wurde. Sie war zur Form, zur Ceremonie geworden. Aber mit um so größerer Wichtigkeit wurde eben das Ceremoniell festgehalten. Dieses war für gewisse Umstände und gewisse Orden zu einer solchen Sammlung von lächerlichen Formalitäten herangewachsen, daß die ganze Würde einzig noch in dem ernsten Gesichte bestand, das man dazu machte.

In dieser Periode haben wir die Entstehung der Scheinorden zu suchen, im Gegensatz zu den alten Ritterorden, welche Aufgaben und Pflichten zu erfüllen hatten. Jetzt bildete sich

auch mit Anlehnung an das geschärfte und umständliche Ceremoniell des Turniers, dessen wir schon im vorhergehenden Kapitel gedachten, die Wappen- oder die Heroldskunst als eine Art Wissenschaft heraus, die ebenfalls ihre Bedeutung über nichtssagende, leere Nebendinge aus den Augen verlor. Ausgeburten desselben Geistes und einer leergebrannten Phantasie waren auch die an Verrücktheit streifenden Rittergelübde, die vollständig den Romanen der irrenden Ritter entnommen zu sein scheinen und mit der Ablegung des Gelübdes bei dem Ritterschlage nicht mehr als den Namen gemein haben. Dahin gehört z. B. das Gelübde des Fasans oder des Pfaus. Ueber dem gebratenen, von einer Dame in der Versammlung herumgetragenen Vogel mußte ein jeder der anwesenden Ritter irgend eine kühne oder seltsame That angeloben und er aß zur Bekräftigung dessen ein Stück von demselben. Da fanden sich unter andern Ritter, die ließen sich von der Dame das eine Auge schließen und wollten es nicht eher öffnen, als bis sie dieses oder jenes in Feindesland vollführt hätten. All dergleichen Seltsamkeiten, die wir hier nur andeuten, gehören eben dieser Periode der Geschichte des Ritterthums an, der künstlich hervorgetriebenen Nachblüthe. Sie aber mit seinem ganzen Wesen und namentlich mit seiner eigentlichen Lebenszeit zusammenwerfen zu wollen, wie es bisher gewöhnlich geschehen ist, das ist ebenso verkehrt wie ungerecht.

Nicht günstiger gestaltet sich das Urtheil über die Galanterie der englisch-französischen Ritterschaft im vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Auch hier nur Schein und Außenseite. Wie der Ritter aus seinen Romanen gelernt hatte, erwies er der Frau bei allen öffentlichen Gelegenheiten die äußerste Ehrerbietung. Er trug ihre Zeichen, überließ ihr die Entscheidung im Turnier, nannte sich mit Stolz einen „Sklaven der Dame" und that, als ob er für sie schwärmte, als ob er sie beständig vor Augen und im Herzen trüge. Aber er that doch nur so. Wir können aus dem Leben der gefeiertsten Helden, Boucicaut's z. B., abnehmen, von unzähligen an-

deren Beweisen zu geschweigen, wie dies Benehmen der Ritter gegen das weibliche Geschlecht nur eine angenommene steife und gespreizte Etikette war, eine Hülle, aus der die nackte Schamlosigkeit einer argen Zeit hohnlachend das Haupt hervorstreckte.

Währenddeß aber keimte und wuchs schon neues Leben, aus anderer Quelle eine neue Cultur. Mit dem Verfall des Ritterthums gedieben gleichzeitig die Städte, und schon im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts sollte jenes zu seinem Nachtheil auf verschiedenen großen Schlachtfeldern die erstarkte bürgerliche Kraft erproben. Mit der Cultur des bürgerlichen Geistes ging es freilich nicht so rasch vorwärts, wie mit der politischen Bedeutung der Städte und ihrem Reichthum. In der Poesie wenigstens war das Bürgerthum nicht glücklich. Es hielt sich an die überlieferte spätere Weise der höfischen Zeit und übertrieb ihre Künstlichkeit. Da die ehrsamen Männer vom Handwerk nicht feinsinnige Frauen und gebildete Hofleute zu Richtern hatten, sondern die pedantischen Meister der Schule, oder sagen wir besser Schulmeister, so nahmen sie die Form für das Wesen und suchten die Poesie in der Richtigkeit verschlungener und verschnörkelter Rythmen. Besser ging es ihnen mit der bildenden Kunst, die offenbar gegen den Ausgang des Mittelalters hin mehr und mehr vom bürgerlichen Geiste getragen wurde. Wie in der Architectur der romanische Stil dem Glanz des Ritterthums entsprach, so begleitete die Gothik die Entwickelung des Bürgerthums. Daher folgte dem Farben- und Formenreichthum jenes die anfängliche Trockenheit und nüchterne Verstandesmäßigkeit dieses Stils, nicht ohne Uebereinstimmung mit dem Geiste, wie er am Ende des dreizehnten und in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herrschend war. Dann erhob sich von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an die Gothik mit der wachsenden Lebensüppigkeit, die sich ganz besonders auch der Städte bemächtigte, zu größerem Reichthum und überlud sich sogar fast ungebührlich mit Schmuck, der mit seinem Zuviel, mit seinem gewaltsamen und rücksichtslosen Verfahren gegen das Material wie gegen die Gesetze

der Architectur öfters lebhaft an die Verschrobenheit des verkünstelten Meistergesangs, sowie an die bunte, formenlose Außenseite der damaligen Menschen erinnert. Nicht weniger vermögen wir bald das bürgerliche Element in der Plastik und in der Malerei zu erblicken, denn woher sonst in der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts diese harten, eckigen, ausgearbeiteten Gesichter und knochigen, magern Gestalten statt der vollen, frischen Wangen, der runden Schenkel und Hüften, der jugendlichen Weichheit, wie sie das ritterliche Ideal verlangte? Vor Allem lebt der bürgerliche Geist in jenem erwachten Eifer für die Wissenschaften, der den Umschwung im sechszehnten Jahrhundert hervorrief, der den Schleier des Wahns von den Augen nahm, welcher die Menschen des Mittelalters die Dinge der Welt nicht in ihrem eigenen Lichte, in ihrer eigenen Wahrheit hatte erkennen lassen.

Social aber — was uns hier die Hauptsache ist — hatte diese neue Cultur eine andere Folge, und das ist die Erziehung der bürgerlichen Frau zur vollen und gleichberechtigten Bildung des Geistes, wie des Gemüthes, so daß fortan auch der bescheidene Heerd die volle Befriedigung bot, die bis dahin nur die höfische Halle gewährt hatte. —

Gedruckt bei W. Moeser in Berlin, Stallschreiberstraße 34.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

CR
4513
F35
1865
c.1
ROBA

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 19 04 07 023 7